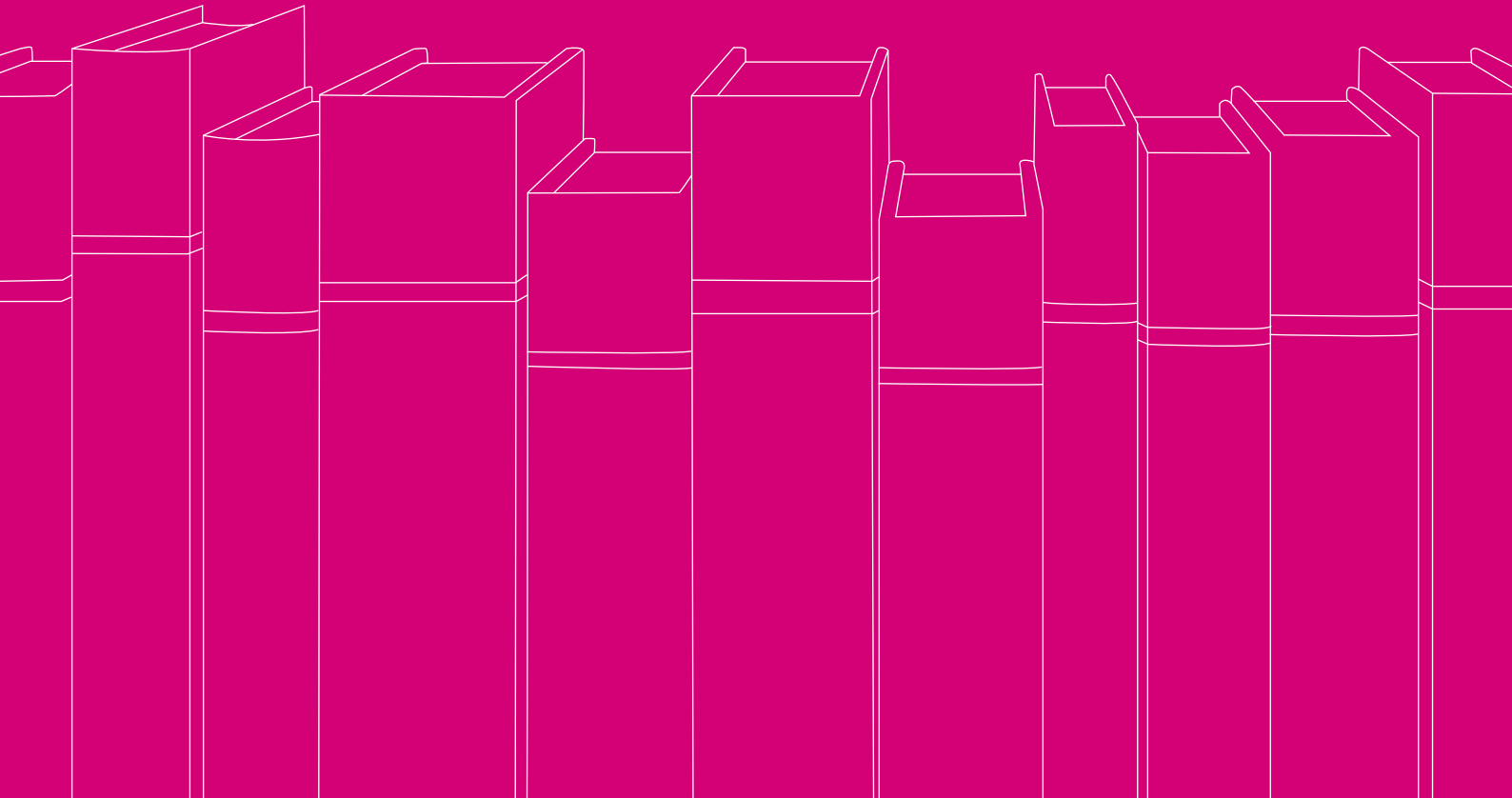


EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Konrad Schmid / Jens Schröter
Die Entstehung der Bibel
Matthias Helmer
- 8 Christoph Dohmen / Thomas Hieke
Das Buch der Bücher
Melanie Peetz
- 10 Gerhard Begrich
**Numeri – Das 4. Buch Mose oder
Zwischen Verzweiflung und Hoffnung**
Alban Rüttenauer
- 12 Thomas R. Elßner
Hiob – Von allen guten Geistern verlassen
Peter Seul
- 14 Klaus Bäuml
Das Markusevangelium heute lesen
Manfred Diefenbach

Kirche

- 17 Ulrich Nersinger
Päpste
Michael Pfister
- 19 Mirko Breitenstein
Die Benediktiner – Geschichte, Lebensformen, Spiritualität
Martin Belz
- 20 Nikolas Jaspert
Die Reconquista
Michaela Bill-Mrziglod
- 22 Renate Dürr / Annette Gerok-Reiter/ Andreas Holzem /
Steffen Patzold (Hg.)
Religiöses Wissen im vormodernen Europa
Linus Hauser
- 24 Bernward Schmidt
Kleine Geschichte des Ersten Vatikanischen Konzils
Joachim Schmiedl ISch
- 25 Peter Neuner
Der lange Schatten des I. Vatikanums
Thorsten Paprotny
- 27 Julia Knop / Michael Seewald (Hg.)
**Das Erste Vatikanische Konzil
Eine Zwischenbilanz 150 Jahre danach**
Thorsten Paprotny
- 29 Hubert Wolf
Verdammtes Licht – Der Katholizismus und die Aufklärung
Joachim Schmiedl ISch
- 30 Michael Seewald
Reform – Dieselbe Kirche anders denken
Günter Nagel

- 32 Thomas Quartier
Lebenslieder – Ein Soundtrack für Klosterspiritualität
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB
- 34 Burkhard Hose
Warum wir aufhören sollten, die Kirche zu retten
Ilona Biendarra
- 35 Heinrich Wullhorst
Soziallehre 4.0
Markus Breuer

Kunst / Literatur

- 37 Michael Köhlmeier / Konrad Paul Liessmann
Der werfe den ersten Stein
Rüdiger Kaldewey
- 38 Jan-Heiner Tück / Tobias Mayer (Hg.)
Die Kunst umspielt das Geheimnis
Clemens Hermann Wagner
- 40 Martin Mosebach
Die 21 – Eine Reise ins Land der koptischen Martyrer
Jochen Ring
- 42 Knut Wenzel
Poesie des aufgegebenen Worts
Rita Anna Tüpper
- 44 Theo Buck
Géricaults „Floss der Medusa“ 1819 - 2019
Marie-Luise Reis
- 46 Jens Balzer
Pop und Populismus – Über Verantwortung in der Musik
Andreas Matena
- 48 Christian Lehnert
Gebete der Menschheit
Thomas Menges

Philosophie / Ethik

- 51 Richard Dawkins
Atheismus für Anfänger
Andreas Matena
- 53 Tim Crane
Die Bedeutung des Glaubens
Thomas Menges
- 56 Romy Jaster / Peter Schulte (Hg.)
Glaube und Rationalität
Johannes Drescher
- 58 Jörg Phil Friedrich
Der plausible Gott
Bernhard Fresacher
- 60 Robert Zimmer
Basis-Bibliothek Philosophie
Hartmut Sommer

- 62 Carlos Cirne-Lima
Dialektik für Anfänger
Hans-Jürgen Müller
- 64 Stephan Loos / Michael Reitemeyer / Georg Trettin (Hg.)
Mit dem Segen der Kirche?
Stephanie Höllinger
- 66 Hans G. Kippenberg
Regulierung der Religionsfreiheit
Magdalene Kläver
- 68 James Bridle
New Dark Age – Der Sieg der Technologie und das Ende der Zukunft
Karl Vörckel

Religionspädagogik

- 71 Hans Mendl
Taschenlexikon Religionsdidaktik
Frank Wenzel
- 72 Jan Woppowa
Religionsdidaktik
Viera Pirker
- 74 Peter Wendt (Hg.)
Digital unterrichten
Daniel Lomp
- 76 Gerd Neuhaus
Glückskekse vom lieben Gott?
Antonia Bräutigam
- 78 Clauß Peter Sajak
Triologisches Lernen konkret
Thorsten Klug
- 80 Georg Langenhorst
Kinderbibel
Christoph Dohmen-Funke
- 82 Dieter Bauer / Claudio Ettl / Paulis Mels (Hg.)
Evangelien der Sonn- und Festtage im Lesejahr C
Christoph Beuers
- 84 Dieter Bauer, Claudio Ettl, Paulis Mels, Anja Janik
Jesus begegnet den Menschen
Dagmar Bickmann
- 86 Gerhard Büttner / Larissa Carina Seelbach
Kinder und die großen Antworten
Ute Lonny-Platzbecker

Theologie

- 89 Thomas Ruster
Balance of Powers – Für eine neue Gestalt des kirchlichen Amtes
Werner Löser SJ

- 90 Erwin Dirscherl / Markus Weißer
Dogmatik für das Lehramt – 12 Kernfragen des Glaubens
Christian Heidrich
- 92 Ulrike Link-Wieczorek / Uwe Swarat (Hg.)
Die Frage nach Gott heute
Bernhard Fresacher
- 94 Christian Kummer
An Gott als Person glauben? – Eine Spurensicherung
Heribert Körlings
- 96 Ulrich Lücke
Das Glaubensbekenntnis vor den Anfragen der Gegenwart
Karl Vörckel
- 98 Christoph Theobald
Christentum als Stil
Joachim Valentin
- 100 Gerhard Lohfink
Das Geheimnis des Galiläers.
Heribert Körlings
- 102 Hansjürgen Verweyen
War das Wort bei Gott?
Gerd Neuhaus
- 104 Matthias Freudenberg / Georg Plasger (Hg.)
Barth lesen – Zentrale Texte seines Denkens
Jürgen Boomgaarden
- 105 Michel Foucault
Die Geständnisse des Fleisches
Joachim Valentin
- 108 Rainer Schwindt
Der Gesang der Engel
Helmut Müller
- 110 Eberhard Schockenhoff
Frieden auf Erden? – Weihnachten als Provokation
Gustav Schmiz
- 112 Anselm Grün / Andrea J. Larson
Sag mal, Onkel Willi
Karl Heinz Lenz

Andere Religionen

- 115 Michael von Brück
Buddhismus – Die 101 wichtigsten Fragen
Vladislav Serikov
- 116 Monika und Udo Tworuschka
Der Islam: Feind oder Freund?
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

Bibel

Entstehung

Hiob

Das Buch der Bücher

Verzweiflung
Hoffnung

Markusevangelium
heute lesen

Konrad Schmid / Jens Schröter

Die Entstehung der Bibel

Von den ersten Texten zu den heiligen Schriften

München: C. H. Beck Verlag, 2019

504 Seiten m. s-w Abb.

32,90 €

ISBN 978-3-406-73946-0

Die beiden Exegeten Konrad Schmid (Professor für Alttestamentliche Wissenschaft und Frühjüdische Religionsgeschichte an der Universität Zürich) und Jens Schröter (Professor für Neues Testament und neutestamentliche Apokryphen an der Humboldt-Universität zu Berlin) legen mit dem zu besprechenden Buch eine Entstehungsgeschichte der Bibel vor, die sich weniger – wie man es z.B. aus Einleitungen in das Alte und Neue Testament gewohnt ist – mit den Inhalten der einzelnen Bücher auseinandersetzt als vielmehr mit der Genese und Entwicklung des biblischen Kanons, wobei ein Teil des Buches dem Alten und ein weiterer Teil dem Neuen Testament gewidmet ist. Die jeweiligen Teile stehen aber nicht unverbunden nebeneinander, da das Buch ebenfalls beschreibt, wie Judentum und Christentum sich bei der Bildung des Kanons gegenseitig beeinflussen. Hier sind besonders die Kap. 5 (Rezeption jüdischen Schrifttums im entstehenden Christentum) und 7 (Formierung des Kanons im Judentum in Abgrenzung zum Christentum) zu nennen.

Nach einem einleitenden Kapitel zu den „Bibeln“ von Judentum und Christentum, ihrer Benennung, Aufteilung, frühesten Überlieferung in Papyri und Handschriften und ihrer Tradierung als ganzer, wenden sich die Autoren der Literaturproduktion in den einzelnen Epochen der alt- und neutestamentlichen Zeit zu, die in der Königszeit im 10. Jh. v. Chr. mit den Anfängen der Hebräischen Bibel startet und mit der Entstehung der neutestamentlichen Schriften (1./2. Jh. n. Chr.) endet. In jedem Kapitel werden auch andere biblische Texttraditionen (v.a. in und neben dem Judentum: Schriften vom Toten Meer, Septuaginta, samaritanischer Pentateuch) bzw. die literarische Auseinandersetzung mit biblischen Texten (Philo von Alexandria, apostolische Väter, Mischna und Talmud) berücksichtigt.



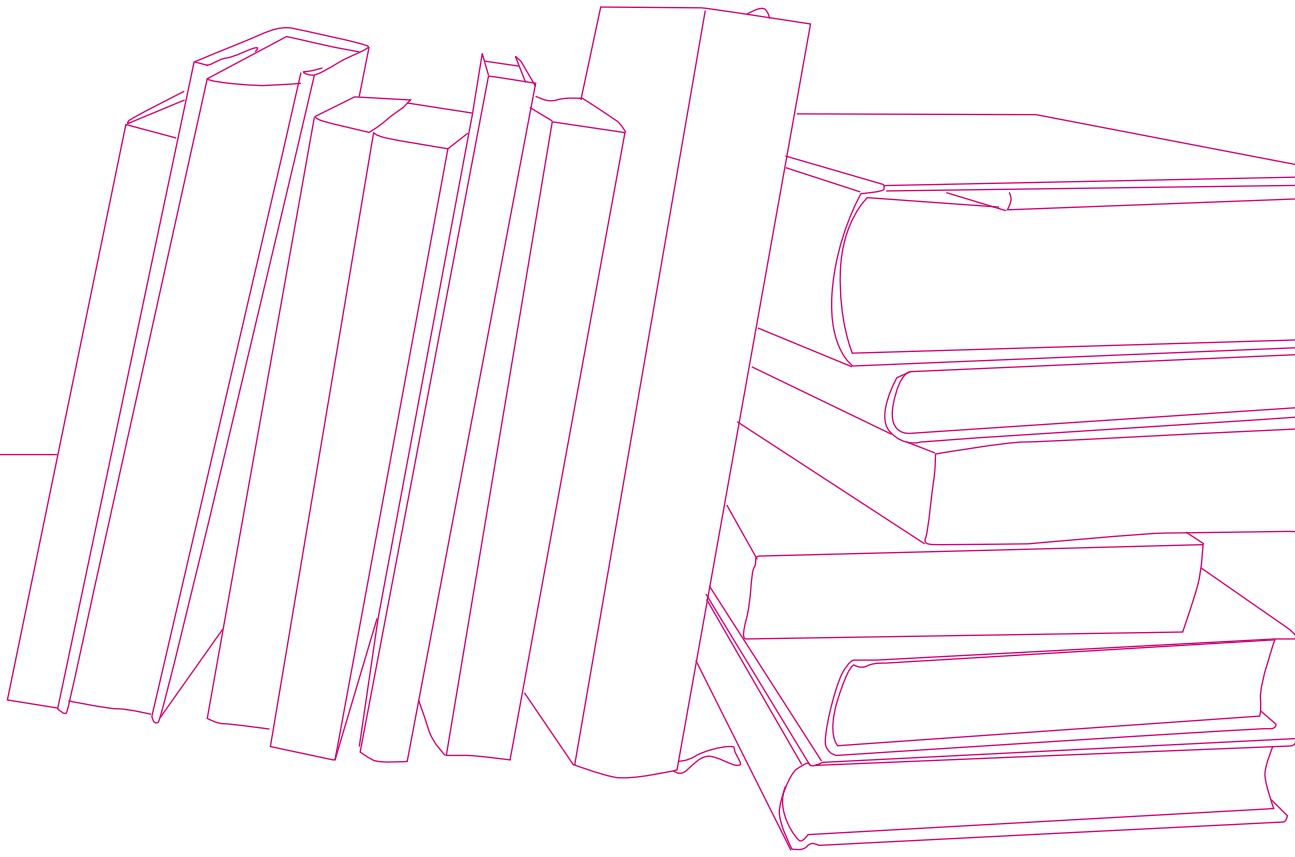
Jede Epoche wird auf dem Hintergrund der neuesten exegetischen Forschungsliteratur besprochen und eingeordnet. Nach einer historischen Einführung in die jeweilige geschichtliche Periode werden die biblischen Bücher der jeweiligen Zeit in den Blick genommen. Dabei geht es weniger um die Darlegung des Inhalts als vielmehr um die theologischen Konzepte, die mit den einzelnen Schriften verbunden sind, und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen bzw. wie es zu ersten Sammlungen und Zusammenstellungen mehrerer Bücher kommt. Abgerundet wird das Buch mit Bemerkungen zur Wirkungsgeschichte der Bibel, wobei der Schwerpunkt auf den Bibelübersetzungen, der Verwendung der Bibel in Judentum, westlichem und östlichen Christentum sowie in der bildenden Kunst liegt.

Schmids und Schröters Band liefert in guter und nicht zu ausufernder Form eine stets an der Textüberlieferung orientierte Beschreibung des Werdens der Bibel. Außerbiblische Texte werden ebenfalls besprochen, wenn sie zum Verständnis der biblischen Texte beitragen und deren jeweiliger Epoche angehören. Dadurch bekommt man auch die wichtigsten Informationen zu den sog. „apokryphen“ Schriften geliefert. Diese Ausflüge in die jüdische und christliche Literatur neben der Bibel tragen wesentlich dazu bei, den Entwicklungsprozess der Kanonwerdung zu verstehen. Man bekommt einen guten Einblick, wie vielgestaltig die literarische Produktion innerhalb des Juden- und Christentums war und dass sie sich unterschiedlichen Trägerkreisen verdankt, deren Schriften aufgrund historischer Entwicklungen entweder „kanonisch“ oder „apokryph“ wurden. Damit ist „Die Entstehung der Bibel“ eine Literaturgeschichte des Biblischen Textes, die die Synthese des Kanons deutlich macht, aber auch die Mechanismen, die dazu führten, dass einzelne Werke dort keine Aufnahme fanden. Gleichzeitig wird die Einbettung der Bibel in die jeweiligen historischen Kontexte und religiösen Strömungen ihrer Zeit sichtbar, denn sie ist nicht „vom Himmel gefallen“.

Das Buch ist gut und leicht verständlich geschrieben. Wenn man sich nur für eine bestimmte Epoche oder ein bestimmtes Thema interessiert, sind die einzelnen Kapitel auch losgelöst vom Buchganzen rezipierbar. Die Urteile und Thesen der Autoren über Entstehung und Formierung der Bibel sind vorsichtig, ausgewogen und an die aktuelle Forschung angebunden. Abbildungen lockern den Text auf und sind v.a. für die Beschreibung der Wirkungsgeschichte der Bibel in der bildenden Kunst unabdingbar. Mehrere Verzeichnisse und Register (Literaturverzeichnis, Bibelstellenregister, Register antiker Autoren und Schriftsteller, Namen- und Sachregister) helfen bei der schnellen Erschließung des Bandes. Endnoten entlasten den Fließtext. Sowohl die Endnoten als auch das Literaturverzeichnis sind kapitelgegliedert, so dass sich die dort in Kurzzitat angegebene weiterführende Literatur leicht finden lässt.

Mit ihrer lesenswerten Studie zeigen die Autoren mit beeindruckender Sachkenntnis auf, „dass die Bibel Ergebnis vielfältiger jahrhundertelanger Entwicklung ist; dass sie kein einheitliches Dokument ist, sondern eine Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven auf den Gott Israels und sein Handeln in der Geschichte widerspiegelt; dass sie schließlich eine reiche Wirkungs- und Auslegungsgeschichte in Gang gesetzt hat, die Juden und Christen im 21. Jahrhundert im Blick haben sollten, wenn sie die Bibel verstehen, sie auslegen, mit ihr und aus ihr leben wollen“ (401).

Matthias Helmer



Christoph Dohmen / Thomas Hieke

Das Buch der Bücher

Die Bibel – Eine Einführung

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2019

216 Seiten

16,95 €

ISBN 978-3-7917-3114-8

Die Bibel ist kein einzelnes Buch, sondern vielmehr eine Bibliothek. Zugleich ist die Bibel eine Einheit, denn bestimmte Themen durchziehen die Schriften und stiften einen übergreifenden Zusammenhang. Das Zusammenspiel von Einheit und Vielfalt bringen Christoph Dohmen und Thomas Hieke bereits durch den Haupttitel ihrer Einführung in die Bibel zum Ausdruck: „Das Buch der Bücher“. Die Einheit und die Vielfalt der Bibel stellen sodann auch die inhaltliche und formale Leitlinie ihrer Einführung dar. Das Ziel wird im Vorwort beschrieben: Die Einführung will helfen, den Zugang zur Bibel zu erleichtern. Sie ist bereits seit 2005 in vier Auflagen im Topos plus Verlag erschienen. Nun ist im Friedrich Pustet Verlag eine gründlich überarbeitete Neuauflage erschienen.

Beide Autoren sind katholische Alttestamentler. In ihrer Einführung nehmen sie eine christliche, genauerhin eine katholische Perspektive ein. Sie behandeln alle 73 Schriften des katholischen Bibelkanons (vgl. Kap. 4). Dabei reflektieren sie ausführlich das Verhältnis der christlichen zur jüdischen Bibel (Tanach) und zeigen die Unterschiede des katholischen Bibelkanons zum protestantischen auf (vgl. Kap. 1.3).

Die Einführung in die Bibel lässt sich inhaltlich in zwei Teile gliedern. Die Kapitel eins bis drei enthalten Ausführungen, die zum Verstehen der Bibel als Ganze beitragen. Die Kapitel vier und fünf wiederum geben einen Überblick zu den einzelnen biblischen Schriften und wollen zum Lesen der Bibel motivieren. Gerade diese Verbindung von Hermeneutik, Bibelkunde und Lesehilfe macht die besondere Eigenart dieser Einführung aus.



Das erste Kapitel nimmt vor allem die Wachstumsgeschichte, den Umfang der Bibel(n) und die Geschichte der Kanonisierung in den Blick. Ein zweites Kapitel widmet sich dem Verstehen der einen zweigeteilten christlichen Bibel. Das Verhältnis zwischen Altem und Neuem Testament wird reflektiert und der Vorrang des Alten Testaments erklärt. Dabei wird ausführlich die Verbundenheit der Christen zu Israel erörtert – die im Unterschied zu Israel nicht Erstadressaten, sondern Zweitadressaten des Alten Testaments sind. In einem dritten Kapitel wird die Bedeutung der Bibel für heute reflektiert. Das Kapitel erörtert die Problematik von Bibelübersetzungen und stellt antike und neuzeitliche Methoden der Bibelauslegung vor.

Der zweite Teil lässt sich als kleine Bibelkunde (Kap. 4) mit einer Reflexion auf das Bibellesen (Kap. 5) beschreiben. Das vierte Kapitel stellt alle 73 Schriften des katholischen Bibelkanons der Reihe nach vor. Die Präsentation der einzelnen Schriften erfolgt in neun Unterkapiteln (4.2 - 4.10). Einige von ihnen werden mit einem Einleitungstext eröffnet, so zum Beispiel das Unterkapitel „Die Bücher der Propheten“ (4.5) oder das Unterkapitel „Evangelien“ (4.6). Zudem gibt es einen kurzen Einleitungstext, der zum größeren Part „Das Neue Testament“ überleitet (vgl. 165-166). Die Rezensentin fragt sich allerdings, warum die Autoren solche einleitenden Texte nicht z.B. für die „Bücher der Lehrweisheit“ und für die „Paulinischen Briefe“ darbieten. Auch für diese beiden Fälle wäre eine einführende Orientierung sicherlich hilfreich und sinnvoll gewesen.

Bei der Vorstellung der einzelnen Schriften liegt der Schwerpunkt auf Inhalt und Struktur. Dabei geht es Dohmen und Hieke vor allem darum, die großen thematischen Linien und Vernetzungen zwischen den einzelnen Büchern aufzuzeigen. Die Darstellung wird ergänzt durch informative Exkurse. Gelegentlich schalten die Autoren kleine Zusammenfassungen ein. Das „Nacherzählen“ der Bibel will das Bibellesen nicht ersetzen. Vielmehr regen Lesetipps zum Lesen der Bibel an. Die Einführung hilft, den literarischen Kontext der einzelnen Bibelstellen leichter zu erfassen, was zu einem besseren Leseverständnis führt. Abgeschlossen wird die Einführung in die Bibel mit Hinweisen auf weiterführende Literatur und Internetressourcen und einem Glossar.

Die Einführung in die Bibel ist in einer leicht verständlichen Sprache verfasst. Wichtige Fachbegriffe, wie z.B. Tanach, deuterokanonisch, apokryph, Literarkritik oder Randmasora, werden eingeführt und erklärt. Auf die Darstellung von detaillierten und komplexen Modellen – etwa zur Entstehung der Bibel – oder auf detailreiche Strukturierungen der einzelnen Schriften wird verzichtet. Den Autoren geht es um die Vermittlung von Basiswissen und um ein grundsätzliches Verstehen. Die Einführung eignet sich daher gut für Studierende der (katholischen) Theologie im ersten Semester und für alle, die die Bibel auf einem reflektierten Niveau lesen und verstehen möchten. Darüber hinaus enthalten die hermeneutischen Ausführungen in den ersten beiden Kapiteln einige wichtige Impulse für den jüdisch-christlichen Dialog.

Melanie Peetz

Gerhard Begrich

Numeri

Das 4. Buch Mose oder

Zwischen Verzweiflung und Hoffnung

Stuttgart: Radius Verlag, 2019

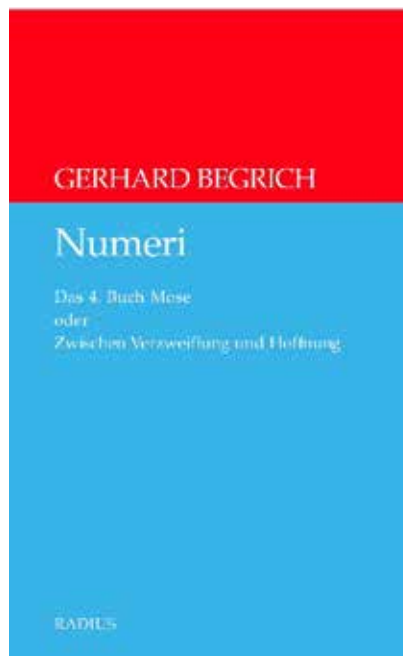
132 Seiten

15,00 €

ISBN 978-3-87173-515-8

Gerhard Begrich hat in seiner altbewährten Weise, die theologisches Wissen im Blick auf praktisch-seelsorgerliche Anforderungen sorgsam auswählt, im vergangenen Jahr die Übersetzung und Kommentierung eines weiteren Pentateuchbuches, diesmal des Buches Numeri, herausgegeben. Neben den traditionellen Titeln „Numeri“ bzw. „4. Buch Mose“ bietet Begrich auch hier im Untertitel einen eigenen Titelvorschlag an: „zwischen Verzweiflung und Hoffnung“. Damit lässt er schon etwas von dem erkennen, worin er die wesentliche Aussage dieses Buches sieht, das die Wüstenwanderung nach der zentralen Sinai-Episode weiter fortsetzt und dabei den Einzug ins gelobte Land in immer weitere, aus Sicht des Buches unerreichbare Ferne rückt.

Auf folgende alte und neue Übersetzungsgewohnheiten sei aufmerksam gemacht: der besondere Gottesname, in klassischen Übersetzungen gerne mit „der Herr“ übersetzt, wird vom Autor in geschlechtergerechter Weise als: „ER, hochgepriesen sei Sie“ wiedergegeben. Bei einer Selbstvorstellung Gottes in der 1. Person wird es dann zu: „Ich bin der ‚Ich bin da‘“, unter Aufgreifen der in Ex 3,14 gegebenen Namensklärung. Das als Schilfmeer bekannte, historisch nicht mehr lokalisierbare Meer wird durch eine kleine Vokalveränderung im hebräischen Masoretentext zum „Meer am Ende“. Das Offenbarungszelt erscheint hier als „Zelt der Begegnung“, die Bundeslade als „Lade der Bezeugung“. Die Gottesbezeichnung El Schaddai wird als „Allernählerin“ wiedergegeben aufgrund von Anklängen an ein ähnlich klingendes Wort für die weibliche Brust (andere denken an die Bedeutung „Feld“ und die damit verbundene nomadische Lebensweise). Dafür behält der Übersetzer in anderen Fällen auch klassische



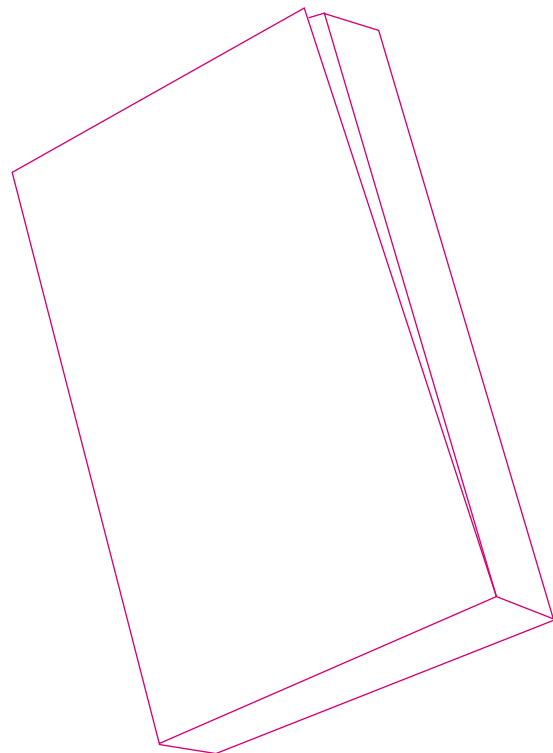
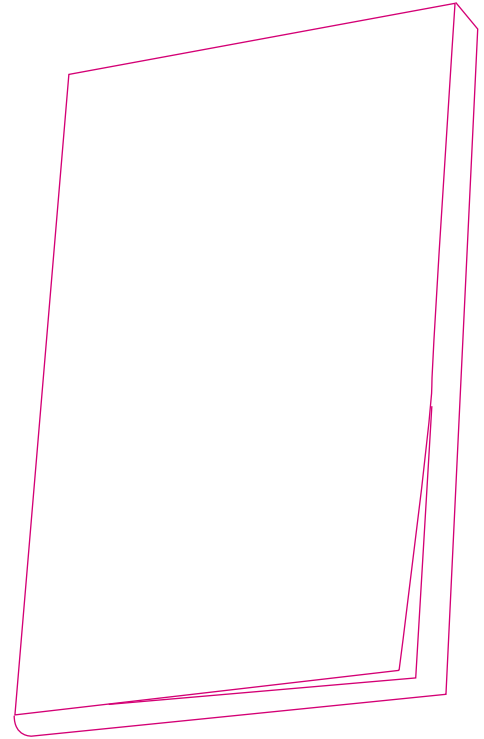
Wiedergaben, wie „Engel“ für den „Malach“ und „Geist“ für die „Ruach“ bei. Man kann sich der Ausgabe in unterschiedlicher Weise widmen. Entweder man liest die Übersetzung gewissenhaft von Anfang bis Ende durch, um den Zusammenhang vor Augen zu haben, und nimmt zu den entscheidenden Stellen den hinten angefügten Kurzkommentar hinzu. Oder aber man beginnt gleich beim Kommentar, liest aus ihm die wichtigen Themen heraus und dann im Nachhinein die zugehörigen Textstellen genauer nach.

Das Buch Numeri enthält neben vielem Befremdlichen (lästige Aufzählungen, strenge Gesetze, ein grausamer Krieg) manche ergreifenden Texte, die sich nur hier finden: obenan sicherlich die drei gewaltige Kapitel (22 bis 24) umfassende Erzählung des fremdstämmigen, aber Israel segnenden Sehers Bileam – in Begrichs Umschrift „Bilam“. Sie bietet sich zur Verwendung im Schulunterricht für eine ganze Menge von Themen an: z.B. für das leider wieder aktuell gewordene Thema des Antisemitismus und einen angemessenen Umgang damit. Aber auch Themen wie die Beziehung zwischen Mensch und Tier bzw. Schöpfung, die Bedeutung von Prophetie, das Hören auf die Stimme des Gewissens, die Unberirrbarkeit gegenüber Versuchen von Beeinflussung und Manipulation gehören hierher.

Das Stichwort Prophetie in seiner umfassenden Bedeutung schlägt die Brücke zu der zur Entlastung des Mose und zur Aufteilung seiner Vollmacht vorgenommenen Bestellung der 70 Ältesten, die zeitweilig in prophetische Begeisterung geraten und Mose zu dem auch für uns Zukunftsmusik bleibenden Wunsch veranlassen: Könnte doch das ganze Volk andauernd aus Propheten bestehen (vgl. Num 11,29). Weitere unterrichtsrelevante Themen sind: die Durchbrechung von Vorurteilen, wenn die Ehe des Mose mit einer Kuschiterin gutgeheißen und gegen Kritik in Schutz genommen wird (Num 12), sowie die ausdrückliche durch die Schöpfungsordnung grundlegende Gleichheit aller Menschen (Num 15,15-16).

Besonders bemerkenswert ist, wie der Kommentator dem Widerstreben und Aufbegehren des Volkes einen positiven Sinn abzugewinnen vermag. Indem Gott immer wieder die Menschen dazu herausfordert, testet er ihre inneren Möglichkeiten aus, erfährt, was er an ihnen hat, und lässt sich, wie es in Num 20,13 heißt, gerade dadurch von ihnen heiligen. Ein solches Thema könnte gerade im Religionsunterricht an Schulen zur Aufarbeitung des Schulalltags eine besondere Brisanz erhalten, aber ebenso das Tor zu manchen religionspolitischen Diskussionen aufstoßen.

Alban Rüttenauer



Thomas R. Elßner

Hiob

Von allen guten Geistern verlassen

Limburg: Glaukos Verlag. 2018

76 Seiten

16,80 €

ISBN 978-3-930428-423-7

Wenn Menschen den christlichen Glauben ablehnen, geben sie dafür verschiedene Gründe an. Und viele der Argumente sind leicht zu entkräften. Eines aber wird sehr hartnäckig vertreten und gilt als „Fels des Atheismus“. Und das lautet in seiner populären Form, dass es Gott nicht geben könne, weil ein liebender Gott, der zugleich allmächtig ist, nie und nimmer das Leid dieser Welt zulassen würde.

„Im Lande Uz lebte ein Mann mit Namen Ijob. Dieser Mann war untadelig und rechtschaffen; er fürchtete Gott und mied das Böse.“ (Ijob 1,1) Mit dieser Charakterisierung beginnt das Buch Ijob die große Geschichte von einem rechtschaffenen Menschen, dem unendliches Leid zustößt. Der Verfasser, der diese Erzählung niedergeschrieben hat, greift hier die große Menschheitsfrage auf – die Frage nach dem Warum des Leids, der Schicksalsschläge, der menschlichen Not.

Die Bücher, die zum Ijob-Buch erschienen sind, lassen sich kaum zählen. Die vorliegende Publikation von Thomas Elßner, Professor für Altes Testament an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, hebt sich aber in mehrfacher Hinsicht ab. Sie ist ausgesprochen kurz und umfasst gerade 76 Seiten. Sie fragt nicht nach der Entstehungsgeschichte des Textes, sondern nimmt ihn so in den Blick, wie er den Leser(innen) heute vorliegt. Sie lädt ein, sich das Buch „als einen dramaturgisch gestalteten Text vorzustellen“ (13f). Das Drama umfasst vier Akte mit den jeweils dazugehörigen Szenen: Der erste Akt (1,1-2,13) stellt die drei Protagonisten Ijob, Satan und Gott vor und deren „Dreiecksbeziehung“. Der zweite Akt (3,1-37) umfasst die „großen Dialoge“ (der Frau und Freunde des Ijob). Der dritte Akt (38,1-42,6) entfaltet noch einmal das Verhältnis zwischen



Gott und Ijob. Der letzte Akt (42,7-42,12) endet mit der Frage „Ende gut. Alles gut?“

Der Satan tritt im Buch Ijob nicht als metaphysischer Gegenspieler Gottes auf. Er ist „bloß“ Angehöriger des göttlichen Hofstaates. Er ist ein „Berufsoppositioneller“. Er ist, genauer gesagt, die Verkörperung des „göttlichen Zweifels an der echten, uneigennütigen Frömmigkeit des Menschen“ (Georg Fohrer): Nicht wenige Gläubige sind deshalb fromm und gottesfürchtig, weil sie im Leben sowohl privat als auch beruflich Erfolg haben. „Aber sobald sich schwerwiegende Krisen einstellen ..., ist es nicht selten alsbald um den ‚Gottesglauben‘ geschehen“ (23). Dahinter steht die Idee des Tun-Ergehen-Zusammenhangs: „Wenn ich fromm und gottesfürchtig lebe, Gottes Verbote und Gebote beachte, so wird mir Gott ein erfolgreiches Leben gewähren“ (23f). Man spricht in diesem Zusammenhang beim Ijobbuch als Ausdruck der Krise der Weisheit, in der der Glaube an den Tun-Ergehen-Zusammenhang und damit an einen nach menschlichen Maßstäben „gerechten“ Gott zu zerbrechen droht angesichts schwieriger Lebenssituationen.

Nicht nur der Satan, sondern JHWH selbst will wissen, ob Ijob im Leid standhält (vgl. 31). Seine „Erprobung“ ist sozusagen die dynamische Triebfeder, die dem Buch die nötige Spannung verleiht. Ijob wird hier weniger als „Rebell“ denn als „großer Dulder“ gezeichnet (vgl. 46). Er „gibt klein bei“ und „schweigt“ schließlich sogar ganz (54).

Der Verfasser geht vor allem mit dem göttlichen Protagonisten hart ins Gericht. Er „schüchtert“ Ijob ein durch den Verweis auf seine Schöpfermacht (54). Er „kneift“, er nennt ihm nicht die wahren Hintergründe für sein Leiden (56). Er segnet zwar sein späteres Leben. Ein solches Geschick aber wird nicht allen Leidenden zuteil, wie der Verfasser einwendet (68).

Der Zuschauer (und damit der Leser) erfährt wie in einem Theaterstück „von Szene zu Szene, von Kapitel zu Kapitel die leitenden Motive der handelnden Personen und weiß somit nahezu von Anfang an, worum es im Hiobstück geht und was auf der Bühne geschieht“ (13f). Er hat also im Gegensatz zum Protagonisten Ijob immer einen Wissensvorsprung. Er weiß von der ersten Szene an, warum Ijob leiden muss: „Weil Gott sich vom Satan hat provozieren lassen“. Gott aber bleibt ihm dieses Eingeständnis schuldig (68).

Der Verfasser schreibt flüssig und locker. Er bezieht zuweilen Texte der antiken Literatur als Vergleichsmaterial ein, z. B. die Metamorphosen des Ovid oder die Antigone von Sophokles. Er bietet immer wieder Aktualisierungen, wenn er z. B. die Rede des Elihu mit einem Prediger vergleicht, der noch einmal „durchstartet“, obwohl schon alles gesagt worden ist (49). Er behandelt das Thema der Theodizee nicht nüchtern und abgeklärt, sondern sehr leidenschaftlich, was vor allem in seiner Wertung des göttlichen Protagonisten zum Ausdruck kommt. Wenn er sagt: „Die Frage nach dem Leid bleibt ohne Antwort“ (58), dann ist das nicht nur ein resignatives Eingeständnis, sondern vielmehr ein Akt existentieller Betroffenheit mit Ijob und allen Menschen, die von schwerem Leid heimgesucht worden sind.

Peter Seul

Klaus Bäumlin

Das Markusevangelium heute lesen

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2019

171 Seiten

14,90 €

ISBN 978-3-290-18237-3

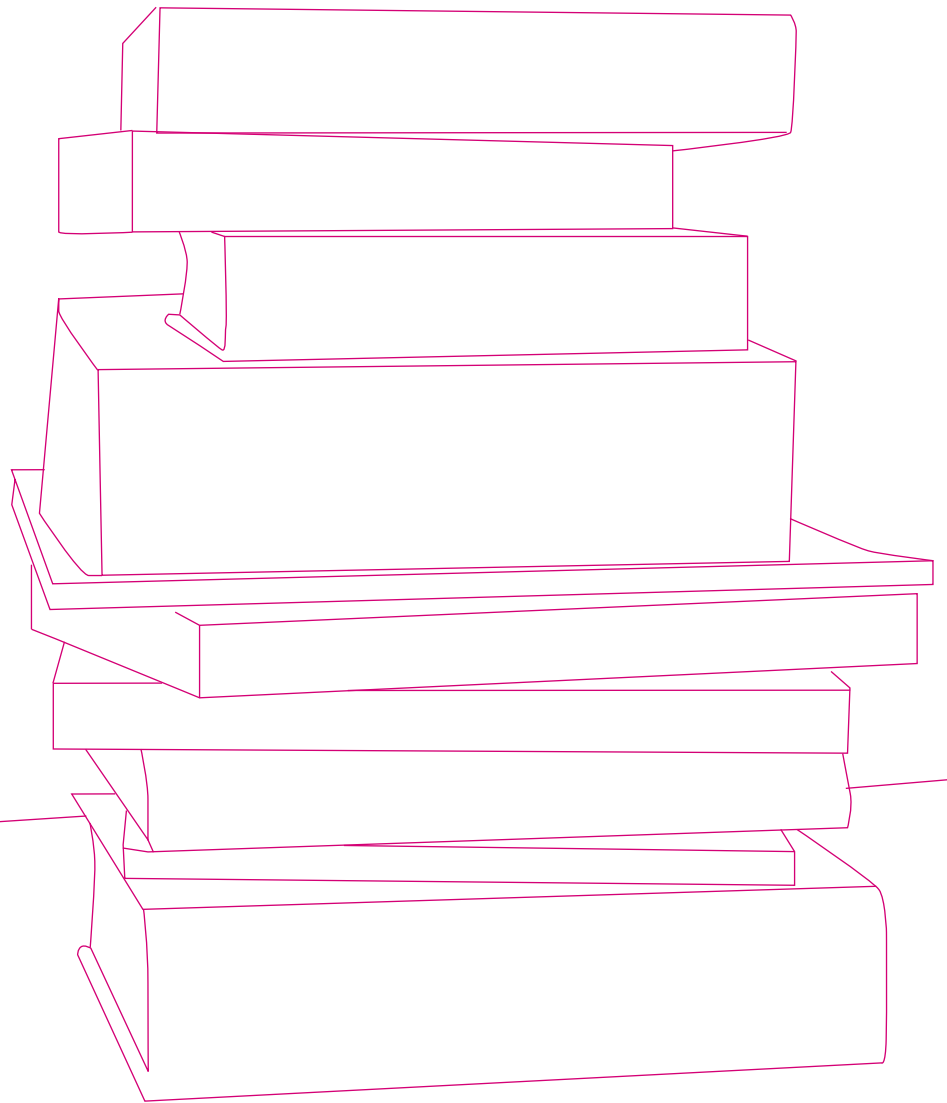
Das 171-seitige Büchlein zum Markusevangelium ist kein Kommentar in klassischer Art, sondern eher ein Werk mit einleitungswissenschaftlichen Themen. So werden der Aufbau (Überschrift in Mk 1,1, Prolog in 1,2-13, erster Akt in 1,14-8,26, zweiter Akt in 8,27-10,52, dritter Akt in 11,1-15,47 und Epilog in 16,1-8 in Anlehnung an Bas van Iersel), die formgeschichtliche Diskussion des Gattungsbegriffes „Evangelium“ als „dramatische Erzählung“, die Zwei-Quellen-Theorie, die „Schauplätze und Personen“, die Hauptperson „Jesus“ und seine „Passionserzählung“ sowie der Autor/Verfasser Markus als Mitarbeiter des Apostels Paulus thematisiert. Ein 2,5-seitiges Literaturverzeichnis der gängigen Markuskommentare im deutschsprachigen Raum des 20. und 21. Jahrhunderts rundet das Werk ab.

Das Büchlein in der Reihe „bibel heute lesen“ will biblische Bücher unter Berücksichtigung der Theologie, Musik, Literatur und Kunst im Sinne einer faszinierenden Wirkungsgeschichte der biblischen Texte anschaulich darstellen. Diesem Anspruch kommt es im Hinblick auf das Markusevangelium nicht nach. Vielmehr ist es ein Wiederholen von bekannten Wahrheiten und spekulativen Positionierungen (z. B. Markus sei ein Paulusschüler, der den Begriff „Evangelium“ geprägt habe) zu den Einleitungsfragen zum Markusevangelium.

Es ist besonders denen zu empfehlen, die weder eine neutestamentliche Einleitung noch ein Bibellexikon ihr Eigen nennen.

Manfred Diefenbach





Aufklärung

I. Vatikanum

Spiritualität

Benediktiner
Päpste

Reform

Geschichte

Wissen

Kirche

Gerade im historischen Überblickskapitel werden einzelne dunkle Stellen der Papstgeschichte wie die Kreuzzüge, das Renaissance-Papsttum und die Römische Inquisition angesprochen. Umso erstaunlicher ist aber, dass der Verfasser in den Ausführungen zur Neuzeit einige kontroverse Themenfelder ausspart, die das breite Interesse am Papsttum jedoch ausmachen: vom Fall Galileo Galilei zu Beginn des 17. Jahrhunderts, von der über 150-jährigen Antihaltung der Päpste gegenüber dem liberalen Staatswesen, der Demokratie und den Menschenrechten hört man genauso wenig wie von den Kulturkämpfen der 1870er Jahre. Die Kontroverse um Pius XII. (1939-1958) und der Vorwurf des Schweigens während des Zweiten Weltkriegs werden als mediale Kampagne abgetan – und das, obwohl die (kirchen-)historische Forschung noch gar nicht zu einem verlässlichen Urteil gekommen ist. Schließlich werden die Bestände der Vatikanischen Archive erst in diesem Jahr der Forschung zugänglich gemacht. Es ist vollkommen klar, dass eine Einführung nicht zu sehr ins Detail gehen kann. Gerade deshalb sollte sie aber ausgewogen und nicht einseitig auf Probleme und Konflikte aufmerksam machen.

Ebenso verwundert es, dass Nersingers spürbare Begeisterung für seinen Untersuchungsgegenstand punktuell zu einer harmonisierenden Darstellung der historischen Prozesse führt. Die Ausführungen zum Übergang der Sonderstellung des Apostels Petrus auf die Päpste erinnern beispielsweise stärker an Passagen der Dogmatischen Konstitution „Pastor aeternus“ von 1870, mit der die päpstliche Unfehlbarkeit und der Jurisdiktionsprimat beschlossen wurden, als an das, was sich historisch sicher über die Frühphase der römischen Christengemeinde sagen lässt. Ähnliches gilt für die Darstellung des mittelalterlichen Papsttums: Nur weil die Päpste ein bestimmtes Selbstbild propagierten und durch Normen durchzusetzen versuchten, bedeutet es nicht, dass dieses zwangsläufig der Realität entsprach.

Insgesamt ist Ulrich Nersinger aber eine solide Einführung gelungen, die einer interessierten Leserschaft verlässlich Auskunft über das Phänomen „Papsttum“, sein Selbstverständnis, seine Insignien, das politisch-diplomatische Engagement der Päpste der jüngsten Vergangenheit sowie die Lebenswelten „Vatikan“ und „Römische Kurie“ geben kann.

Michael Pfister

Mirko Breitenstein

Die Benediktiner
Geschichte, Lebensformen, Spiritualität

München: C.H. Beck Verlag. 2019

128 Seiten m. s-w Abb.

9,95 €

ISBN 978-3-406-74001-5

Auf knapp 130 Seiten legt Mirko Breitenstein eine konzise und gut lesbare Einführung in die Geschichte der Benediktiner von den Anfängen bis in die Gegenwart vor. Als Ausgangs- und Angelpunkte nimmt der Autor dabei die Benediktsregel und deren Auslegungsgeschichte durch die benediktinischen Gemeinschaften.

Folgerichtig widmet Breitenstein das erste Kapitel der Regel selbst, die er als Norm und Lehrbuch des monastischen Lebens vorstellt. Dargestellt werden die Vorgaben zu Ämtern, Strukturen und Organisation des Klosters, die Wege ins Kloster – Eintritt, Übertritt und Kindesoblation – sowie der typisch benediktinische Wechsel von Gebet und Arbeit. Im Anschluss wendet sich der Autor Benedikt von Nursia zu, dessen Historizität letztlich fraglich bleibt, und erläutert, wie diese Figur etwa im 8. Jahrhundert mit dem mutmaßlichen Autor der Benediktsregel zu einer Person verschmolz (Kap. 2).

Nach einem kurzen Kapitel, das zeigt, wie sich das „benediktinische Monopol“ in der Karolingerzeit herausbildete (Kap. 3), richtet Breitenstein den Blick auf die wichtigsten Entwicklungen im Mittelalter. Ausführlich wird zunächst Cluny als geistiges Reformzentrum im 10. und 11. Jahrhundert vorgestellt, das ein neuartiges System als Klosterverband mit Prioraten einführte und besondere Akzente auf Gebet und Totengedenken legte (Kap. 4). Als wichtige Faktoren für den Aufstieg Clunys stellt Breitenstein die Kirchenfreiheit und die langen Amtszeiten der ersten Äbte heraus.



Auch die Zisterzienser, der erste „Orden“ mit eigenem Partikularrecht, erfahren eine ausführliche Beschreibung, bei der die Gründungsgeschichte, das genuine Filiations- und Visitationssystem sowie die Leitprinzipien der Armut und der „Reinheit der Regel“ (79) dargestellt werden (Kap. 7). In der Carta Caritatis, der zisterziensischen Verfassung, sieht Breitenstein „einen der Schlüsseltexte moderner Rechtsgeschichte“ (81).

Neben diesen beiden großen und bedeutenden Neugründungen kommen auch die lothringischen und ostfränkischen Reformklöster, etwa Gorze, Brogne, Hirsau und Siegburg, in den Blick (Kap. 5). Dabei zeichnet Breitenstein die personellen und inhaltlichen Verbindungslinien zwischen diesen Klöstern und Cluny verständlich nach. Die asketisch-eremitische Bewegung des 10. und 11. Jahrhunderts wird anschließend etwas kürzer behandelt (Kap. 6).

Ein eigenes Kapitel (8) ist auch den Reformbestrebungen und Kongregationsbildungen des Spätmittelalters gewidmet. Exemplarisch werden unter anderem Silvestriner und Cölestiner, die Cassinensische und die Bursfelder Kongregation sowie die Melker Reform vorgestellt. Breitenstein erläutert, wie diese Gemeinschaften nach dem Vorbild der Mendikantenorden Generalkapitel institutionalisierten, eine zeitliche Befristung der Ämter einführten, die Autonomie von Klöstern und Äbten beschnitten sowie Bildung und Wissenschaft förderten. In diesen Reformen zeige sich „das enorme Potential der Benediktsregel und die Flexibilität“ ihrer Umsetzung, so das Fazit des Autors (100).

Die beiden letzten Kapitel (9–10) widmen sich den Neugründungen nach Reformation respektive Säkularisation. Dabei rücken einerseits Gemeinschaften wie St. Vanne und die Mauriner in den Fokus, die sich verstärkt der Pfarrseelsorge und der Bildung und damit dem Diesseits zuwandten, und andererseits Gruppen, die sich mit rigoristischer Strenge der Weltabkehr verschrieben, wie Trappisten und Feuillantens. Mit Solesmes und Beuron kommen abschließend die Liturgische Erneuerung und mit den Missionsorden des 19. Jahrhunderts auch das außereuropäische Benediktinertum in den Blick.

Hervorzuheben ist, dass Breitenstein die Darstellung der einzelnen Entwicklungen jeweils in die gesellschaftlichen und kirchlichen Kontexte einbettet und so zeigt, wie sich das benediktinische Mönchtum immer wieder neu erfand und unter Beibehaltung der Regel als Grundnorm an die zeitlichen Gegebenheiten anpasste. In der Fähigkeit, die im Kloster grundgelegte „Spannung zwischen Diesseits und Jenseits zu halten“, sieht der Autor die Ursache für die Fortdauer des Benediktinertums durch alle zeitlichen Transformationen (8).

Als Einführung sei das verständlich geschriebene Werk, das durch eine Zeittafel, knappe Literaturhinweise, ein kurzes Register und eine Karte des St. Galler Klosterplans abgerundet wird, allen interessierten Leserinnen und Lesern sehr empfohlen.

Martin Belz

Nikolas Jaspert

Die Reconquista

Christen und Muslime auf der Iberischen Halbinsel 711-1492

München: C.H. Beck Verlag. 2019

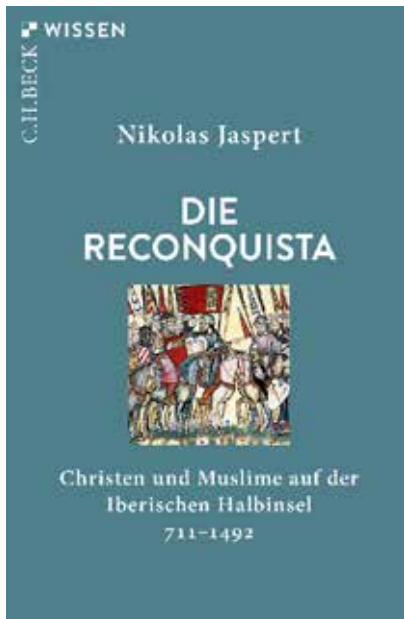
128 Seiten m. zwei Karten

9,95 €

ISBN 978-3-406-74007-7

Das harmonische Miteinander unterschiedlicher Kulturen und Religionen gehört zeitgenössisch zu den großen Zielen liberaler Gesellschaften. Diese Zielvorgabe erfordert eine Auseinandersetzung mit historischen Deutungsmustern religiös begründeter Kriege wie Kreuzzüge, Djihad oder auch Reconquista, die wieder in aller Munde sind und ein Zusammenleben von Angehörigen unterschiedlicher Religionen und Weltanschauungen erschweren. Zu einem der wirkmächtigsten propagandistischen Deutungsmuster gehört die „Reconquista“-Ideologie der Ibero-Romania, die noch heute in verwandten Ideologien wie rechtsradikale neo-nationalistischen Bewegungen und djihadistischen Strömungen aufscheint.

Nikolas Jaspert legt mit seinem historischen Überblick über „die“ Reconquista in der christlich-muslimischen Iberia zwischen 711 und 1492 einen wesentlichen Grundstein zur Beschäftigung mit religiösen Entwicklungen und kulturellen Verflechtungen in multireligiös geprägten Staaten und Grensräumen. Statt das Bild der sukzessiven und blutigen Rückeroberung islamischer Hoheitsgebiete in der mittelalterlichen Iberia seitens des Christentums durch unangemessene Vereinfachungen zu befördern, entlarvt er die sogenannte Reconquista auf profunde und ansprechende Weise als wirkmächtiges, konstruiertes Narrativ, das das wechselnde Kriegsglück der iberischen Königreiche nicht ausreichend berücksichtigt und Phasen des kulturellen Austauschs zwischen Christen, Muslimen und auch Juden verschleiert. In einer Kombination aus chronologischer Schilderung der einzelnen Phasen muslimischer oder christlicher Expansionserfolge einerseits und thematisch interessanten Einblicken in neue Interessensfelder der Forschung andererseits wird die Lektüre zu einem kurzweiligen Vergnü-



gen. Das schmale Bändchen bietet eine detaillierte Analyse der zeitlichen Abfolge der wechselseitigen Geschichte, die auf der Grundlage profunder Quellenrecherche stets beide Religionsparteien in ausgewogenem Verhältnis im Blick behält und offenlegt, dass es keine geradlinig verlaufene Reconquista gab. Eine chronologische Herangehensweise birgt in Überblicksdarstellungen stets die Gefahr, die Leser mit Namen und Daten zu überfrachten. Trotz knapper Darstellung der Zeitspanne von knapp 800 Jahren gelingt es auch in diesem Band nicht immer, die Komplexität und Verworrenheit der Ereignisse durch Reduzierung von Namen und Daten sowie durch Elementarisierungen aufzuheben.

Die Stärke der Abhandlung liegt stattdessen auf der thematisch interessanten Präsentation neuerer Forschungsergebnisse: Hierzu zählt etwa der Nachweis einer ethnischen und religiösen Heterogenität der Eroberer der frühesten arabischen Expansion, die die Rede von einer Islamisierung der eroberten iberischen Gebiete zumindest in der Frühzeit nicht zulässt. Daraus ergibt sich die Frage nach den Gründen einer religiösen Aufladung der Rückeroberungen durch christliche Herrscher seit dem 11. Jh. und dem sich etablierenden Narrativ eines heiligen Gotteskrieges, das ähnlich und doch nicht identisch mit der Kreuzzugsideologie verwendet wurde.

Aufschlussreich für das Verständnis aktueller Konflikte im gesellschaftlichen Miteinander der unterschiedlichsten Kulturen und Religionen in Deutschland sind die Kapitel über sogenannte „Grenzgesellschaften“ (Kap. 7) und über das Leben unter der Herrschaft Andersgläubiger (Kap. 9). Der Lebensalltag an nicht statischen Religionsgrenzen habe Kulturgesellschaften hervorgebracht, die sich von der je islamischen oder christlichen Gesellschaft des Binnenlandes unterschieden und von einem Wechsel zwischen Grenzstreit und Grenzharmonie geprägt waren. Die Phasen der Harmonie seien weniger von einem toleranten Miteinander der Religionen als von einem wirtschaftlich-politischen Pragmatismus geprägt gewesen, da die Gefahr gewalttätiger Auseinandersetzungen mit Personenraub latent vorhanden war. Der Gefangenenslauf brachte institutionalisierte Formen hervor, die andernorts ihresgleichen suchten. Die Iberia wies die höchste Dichte an Ritter- und Gefangenensbefreiungsorden wie Trinitarier oder Mecedarier auf, deren Vorbild der muslimische Rib t, ein durchaus vergleichbarer Ritterorden, gewesen sein könnte. Auch das Leben unter der Herrschaft Andersgläubiger war nicht von tolerantem Zusammenleben geprägt, wie es einige neuere Forschungstendenzen nahelegen möchten. Zwar gab es meist eine religiöse Duldung von Minderheiten, die jedoch weniger Rechte besaßen und sich eher um Abgrenzung als um Assimilation bemühten, was die Frage nach dem Gelingen von Integrationsprozessen in Staaten der Gegenwart als hochgradig politische Angelegenheit wieder aktuell werden lässt.

Es gelingt Nikolas Jaspert durchweg, die Relevanz des historischen Reconquista-Narrativs für aktuell vergleichbare und kontrovers diskutierte Fragestellungen (etwa nach dem „clash of civilizations“ der „christlichen“ und „islamischen“ Welt) offenzulegen und so die vermeintliche Deutungshoheit ideologisch enggeführter Deutungsmuster zu entlarven, zugleich aber auch vor Verharmlosungsversuchen zu warnen. Alles in allem ist die Lektüre im Spiegel aktueller Politik überaus empfehlenswert.

Michaela Bill-Mrziglod

Renate Dürr / Annette Gerok-Reiter/ Andreas Holzem /
Steffen Patzold (Hg.)

Religiöses Wissen im vormodernen Europa
Schöpfung – Mutterschaft – Passion

Paderborn: Schöningh-Verlag, 2019

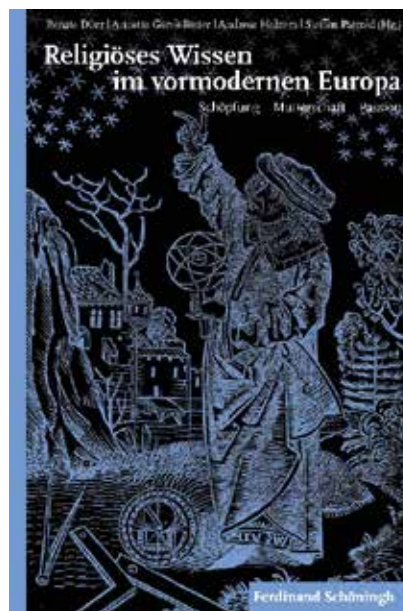
820 Seiten

98,00 €

ISBN 978-3-657-78223-9

Für Sammelbände gilt das berühmte Diktum „Wer vieles bringt, wird vielen etwas bringen“ nicht. In der Einleitung grenzen sich die Herausgebenden deshalb zu Recht von „locker miteinander verbundenen Aufsätzen“ (1) in Buchform ab. Und sie grenzen sich nicht nur ab, sondern halten ihr Versprechen, es anders zu machen, indem sie einen außerordentlich methodisch reflektierten Band mit einzelnen Untersuchungen vorlegen, die sich nahezu alle (manchmal endet die „Vormoderne“ recht spät) an dem Themenhorizont wirklich orientieren.

Thema ist das religiöse Wissen im vormodernen Europa und dieses religiöse Wissen wird gefasst als: „... die jeweiligen historisch rekonstruierbaren kulturell-gesellschaftlichen Ausgestaltungen einer Kommunikation über Gott und das Göttliche, aber auch mit Gott oder dem Göttlichen, und zwar mit Bezug auf die Formen wie die Inhalte dieser Kommunikation“ (1). Im Folgenden wird in diesem methodisch grundlegenden Einleitungsteil ein präzises begriffliches Instrumentarium exponiert. Am Ende werden drei Themenbereiche vorgestellt, die in dem umfangreichen Sammelband die inhaltlichen Maßstäbe für entsprechende Forschungssektionen bilden: Schöpfung – Welt – Wissen, Gottesmutter – Körper – Heil und Passion – Opfer – Blut.



Das Buch ist eine Fundgrube für Informationen kultur- und religionsgeschichtlicher Natur. Ruth Scoralick interpretiert u.a. die biblische Urgeschichte (Gen 1-9), die eine raumzeitlich unbestimmte, „vorgeschichtliche“ Situation thematisiert, im Zusammenhang der Frage, inwiefern die Septuaginta in der Übersetzung ins Griechische platonistisch geglättete und damit zugleich neue geistige Möglichkeiten eröffnende Dimensionen erbracht hat. Der Adam der Karolingerzeit (Steffen Patzold) wird mithilfe der biblischen Informationen zum Musterbeispiel zeitgenössischer physiologischer Forschung.

Udo Friedrich berichtet aus der Schedelschen Weltchronik (deutsch 1493) – ein schönes Beispiel, wie die verschiedenen Wissenschaften und die biblische Welt miteinander verbunden werden. Die Söhne Lamechs gehören zu denen, die die düstere und durch die Sünde geprägte Verwendungsweise menschlicher Erkenntnisse ausleben. Und zugleich sichert einer dieser Söhne namens Tubalcayn das menschliche Wissen über die Sintflut hinaus. Er schreibt diesen Wissensschatz nämlich auf eine steinerne Säule (126).

Katharina Heyden eröffnet die Sektion II über „Gottesmutter – Körper – Heil“ und gibt uns einen gediegenen Überblick über Maria in der frühen Christenheit bis ins sechste Jahrhundert hinein und weist auf ikonografische Bezüge etwa zur Göttermutter Isis oder von Kaisermüttern hin. Conrad Leyser setzt mit einem ungewohnte Perspektiven eröffnenden Zitat von Petrus Damiani ein: „Und wenn es nicht möglich ist zu verstehen, wie Christus von einer Jungfrau geboren wurde, warum sollte es uns überraschen, wenn es zwischen seinen Eltern eine wundersame und erstaunliche Erzeugung gegeben haben sollte, ist doch sein Ursprung einzigartig, seine Empfängnis neu und seine Geburt ungewöhnlich?“ (299) Auch er zeigt auf, wie sich biblische Bilder- bzw. Gedankenwelt und Veränderungen im Erkennen unserer Wirklichkeit bedingt haben. Es geht ihm nämlich in diesem Kapitel um Fragen der Veränderung von Familienvorstellungen. Dies führt er in Anknüpfung an das apokryphe Evangelium des Jakobus und seine Rezeption aus. Elina Gertsman beschäftigt „Der blutige Umhang. Darstellungen des textilen Leibs der Jungfrau“. Die Fleischwerdung des Logos setzt einen Aufenthalt Jesu Christi im Uterus – seinem ersten Gewand – und einen Geburtsvorgang voraus und beides hängt mit Blut zusammen. Das „produktive() Potenzial“ (412) des – so allgemeine zeitgenössische medizinische Vorstellungen – Menstruationsblutes der Jungfrau, die durch ihr Blut den Leib Christi „bildete“ und „nährte“ (413), ist die wesentliche Basis, auf der das Werk des Heiligen Geistes wachsen konnte. Isidor von Sevilla – so Gertsman – schreibt im siebten Jahrhundert: „Die Natur <der Milch> ist verwandeltes Blut. Denn wenn nach der Geburt etwas an Blut im Uterus noch nicht zur Ernährung aufgebraucht ist, so fließt es in natürlichem Gang in die Brüste und erhält durch deren Kraft die Beschaffenheit weißer Milch“ (420).

Die (letzte) Sektion III „Passion – Opfer – Blut“ beginnt – wie auch in den anderen Sektionen – sinnvollerweise mit einer Ausführung über die alt- bzw. neutestamentlichen Hintergründe des Themas. In diesem Falle über „Die Sterbeszenen der Evangelien und Jesu letzte Worte“ (Hans-Ulrich Weidemann). Dabei wird zu Recht vom „antiken ‚Erwartungshorizont‘ der Sterbeszenen“ (532) im Zusammenhang griechisch-römischer Idealbiografien ausgegangen. Für Matthäus wird etwa Golgatha zur „Bühne“ der *ultima verba*“ (536). Wesentlich ist – für die neutestamentlichen Autoren – die „Emotionalisierung“ (538ff) der Leser. Patrick Brooks schreibt über „Jesus und die Kreuzigung im Koran und den islamischen Prophetenerzählungen“. Dabei stellt sich u.a. heraus, „dass Golgatha im Koran keine Rolle spielt. Ob Jesus am Ende der Tage wiederkehrt oder nicht, ob er seine messianischen Qualitäten bereits offenbart hat oder dies erst künftig tun wird: diese Fragen sind allesamt unabhängig vom Kreuz zu beantworten“ (587).

Wegen des Umfangs des Buches konnte nicht auf alle Beiträge hingewiesen werden. Da sich diese Zeitschrift auch an Religionslehrerinnen und Religionslehrer richtet, möchte ich in meiner abschließenden Einschätzung der Qualität dieses Bandes eine didaktische Perspektive einnehmen. Ich empfehle diesen – nicht billigen – Sammelband zur Anschaffung durch die Fachkonferenz der Schule. Seine besondere Leistung im Hinblick auf didaktische Inspiration liegt darin, dass zu wesentlichen Themen des christlichen Glaubens mannigfaltige ungewohnte Belege aus der Kirchen-, Theologie-, Literatur-, Kunst- und Literaturgeschichte vorgestellt werden, die neue Aspekte zu unseren Bildern des Glaubens liefern und den Religionsunterricht befruchten können.

Linus Hauser

Bernward Schmidt

Kleine Geschichte des Ersten Vatikanischen Konzils

Freiburg: Herder Verlag, 2019

376 Seiten m. s-w Abb.

38,00 €

ISBN 978-3-451-38430-1

Die gegenwärtigen Diskussionen um Macht und Machtentflechtung in der Kirche sind ohne die Geschichte des 19. Jahrhunderts und besonders des Ersten Vatikanischen Konzils nicht zu verstehen. Es ist eine Geschichte der beständigen Erweiterung der dogmatischen und rechtlichen Position von Papst und Kurie, gipfelnd in den Dogmen von der päpstlichen Unfehlbarkeit und dem Jurisdiktionsprimat des Bischofs von Rom.

Bernward Schmidt, seit kurzem Lehrstuhlinhaber für Mittlere und Neue Kirchengeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt, stellt das Konzil in den Kontext der theologischen Fragen des 19. Jahrhunderts im Streit zwischen verschiedenen „Schulen“. Die ultramontane Richtung setzte sich ab der Jahrhundertmitte durch. Dem durch die italienische Einigung bedrängten Kirchenstaat wurde die päpstliche Monarchie als Bollwerk gegen die „Zeitirrtümer“ entgegengesetzt. Pius IX. führte diese Politik seines Vorgängers Gregor XVI. fort, besonders durch die Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis Marias und den Syllabus von 1864. Die Pläne für ein Konzil nahmen ab Mitte der 1860er Jahre konkrete Gestalt an.

Der Verfasser beschreibt detailliert die Arbeiten des Konzils, die unabgeschlossenen Diskussionen und die Konzentration auf das Thema der Unfehlbarkeit des Papstes. Er kann sich dabei auf die wegweisenden Studien von Klaus Schatz stützen. Es gelingt ihm, die einander unversöhnlich gegenüberstehenden Positionen der Majorität und der Minorität zu verdeutlichen. Andere Themen gerieten demgegenüber schnell in den Hintergrund. Nach ausführlichen Spezialdebatten wurde schließlich buchstäblich unter Blitz und Donner die Konstitution „Pastor aeternus“ verabschiedet. Die Minoritätsbischofe waren zu einem großen Teil vorher abgereist.



Bernward Schmidt weiß um die mediale Wirkung dieses Konzils und die Nachwirkungen. Die Interpretationen und die praktische Ausübung der Unfehlbarkeit schienen eher der Minorität Recht zu geben. Unmittelbare Folgen waren die Abspaltung der Altkatholiken in Deutschland und der Schweiz sowie der Kulturkampf in Preußen und im Deutschen Reich. Doch die Diskussionen darüber, was eine unfehlbare Entscheidung sei, gehen bis heute weiter. Schmidt erinnert dabei an Hans Küng.

Der Autor schließt seine Studie mit Reflexionen zum Stellenwert des Ersten Vatikanums. Er differenziert die Aussagen, es sei ein unfreies Konzil gewesen, mit dem Hinweis auf die straffe Amtsführung der Päpste des Zweiten Vatikanischen Konzils. Er mahnt an, die Arbeiten des Ersten auch in Kontinuität mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu sehen. Immer wieder müsse diskutiert werden, „was zum unveränderlichen Bestand des Glaubens gehört und was sinnvoll verändert werden kann bzw. sollte. Dies aber geschieht am besten in dem offenen und wertschätzenden Diskurs, den die Väter des Ersten Vatikanischen Konzils nie geführt haben“ (53). Und das gilt bis heute – nicht zuletzt für die Diskussionen des Synodalen Wegs der Kirche in Deutschland.

Joachim Schmiedl ISch

Peter Neuner

**Der lange Schatten des I. Vatikanums
Wie das Konzil die Kirche noch heute blockiert**

Freiburg: Herder Verlag, 2019

239 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-451-38440-0

Das Zweite Vatikanische Konzil wurde vor wenigen Jahren festlich begangen und gefeiert. Über 50 Jahre nach dessen Abschluss wird noch immer von progressiv gesinnten Christen der „Geist des Konzils“ als belebender Impuls beschworen. Das Erste Vatikanische Konzil, das 1870 wegen des Ausbruchs des Deutsch-Französischen Krieges abgebrochen, nicht abgeschlossen wurde, wird seitens der Systematischen Theologie heute eher kritisch bis negativ beurteilt.

An dessen 150. Wiederkehr erinnert der emeritierte Münchner Dogmatiker Peter Neuner. Fundiert und präzise schildert er die Vorgeschichte wie die Abläufe der Kirchenversammlung. Bedacht ist Neuner insbesondere darauf, die Rezeptionsgeschichte pointiert zu kommentieren. Das Konzil habe die katholische Kirche in ein „idealisiertes Mittelalter“ überführt, damit in ein „geistiges und gesellschaftliches Abseits“. Ungeachtet der restaurativen Tendenzen verkennt Neuner nicht, dass die teilweise heute noch immer verklärte Französische Revolution in einen „irrationalen Bluttausch“ gemündet war. Eine kritische Reflexion der Signaturen der Zeit und ihrer Folgen seitens der Kirche schien also durchaus geboten zu sein. Auch der hervorsprossende theologische Liberalismus im 19. Jahrhundert wurde als Herausforderung wahrgenommen. Die Theologie indessen erstarrte in neuscholastischen Denkformen. Neuner schreibt: „Der Papst wurde zu einem Massenphänomen der katholischen Kirche.“ Die Diskussion um die Unfehlbarkeit des Bischofs von Rom führte auch zu binnenkirchlichen Konflikten.



In kirchengeschichtlicher Perspektive wird daran erinnert, dass diese dem „immerwährenden Glauben der Kirche“ widerspreche. Schließlich sei Papst Honorius im 7. Jahrhundert der Häresie verfallen und vom Sechsten Ökumenischen Konzil verurteilt worden. Wie also könne, so etwa der Historiker Döllinger seinerzeit, behauptet werden, der Papst bewahre „immer irrtumslos den rechten Glauben“? Ebenso, so Neuner, sei durch das Vatikanum I ein neuer Zentralismus entstanden.

Die katholische Kirche werde seither zuerst und vor allem als Weltkirche verstanden. Die Diözesen seien nur „Untergliederungen der globalen Kirche“. Die Dogmatik wurde zur vorherrschenden Disziplin im Fächerkanon der Theologie. Seither werde eine Theologie, „die ihren Ausgangspunkt nicht beim Dogma nimmt, sondern bei den Problemstellungen und Herausforderungen des menschlichen Lebens ansetzt“, als „häretisch“ angesehen. Auf die Gegenwart übertragen, stünde somit jede Theologie, die Lebenswelt und Lebenswirklichkeit sensibel zu verstehen versucht, unter Modernismus- und Häresie-Verdacht. Der Verfasser zeichnet dann überblicksartig die Abweisung tatsächlicher oder vermeintlicher relativistischer Theologien in der Folgezeit bis heute nach.

Ein Fortwirken des Ersten Vatikanischen Konzils sieht Neuner zudem in den zeitgenössischen Debatten zum Relativismus. Die lehramtliche Kritik hieran sei dominiert von jenen Argumentationsstrukturen, die das Unfehlbarkeitsdogma bestimmt hätten. Der heute kritisierte Klerikalismus sei zudem eine Frucht des Konzils. Peter Neuner diagnostiziert Formen der Entwicklung innerhalb der Kirchen- und Konziliengeschichte. Er stellt fest: „Die Kirche war nicht immer so, wie sie sich heute darstellt, und sie wird nicht so bleiben, wie sie ist. Sie ist nicht dem Wandel enthoben, überzeitlich und allein von ewigen Wahrheiten bestimmt.“

Das Zweite Vatikanische Konzil identifiziere die katholische Kirche nicht mehr mit der Kirche Jesu Christi. Neuner bezieht sich auf den Kirchenvater Augustinus. Er separiert dessen Gedanken aus „Über die Taufe“ aus dem Kontext und aktualisiert diesen paraphrasierend: „Laut Augustinus sind viele drinnen, die draußen scheinen, und viele draußen, die drinnen scheinen.“ Das Verständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils, die Kirche sei das „Volk Gottes“, sieht Neuner als eine notwendige „Selbstrelativierung der Kirche“ an, mithin auch eine Abkehr von einer starren Bindung an die Institution und die Hinwendung zu einem erneuerten Bewusstsein von christlicher Zugehörigkeit wie konfessionsübergreifender Verbundenheit.

Thorsten Paprotny

Julia Knop / Michael Seewald (Hg.)

**Das Erste Vatikanische Konzil
Eine Zwischenbilanz 150 Jahre danach**

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 2019

334 Seiten

62,00 €

ISBN 978-3-534-27136-8

Aus zahlreichen Perspektiven widmen sich Theologinnen und Theologen dem Ersten Vatikanischen Konzil, dem historischen Umfeld und der Wirkungsgeschichte. Mit Julia Knop und Michael Seewald fungieren zwei prominente Stimmen aus der jungen Generation der katholischen Dogmatik als Herausgeber.

Theologiegeschichtlich erhellend ist der Beitrag von Florian Baab. Er zeigt auf, dass im 19. Jahrhundert eine theologische Sensibilität für Fragen der Zeit bestanden hat; seinerzeit wurde etwa über den religiösen Zweifel diskutiert. Nüchtern schreibt der Verfasser, dass die fundamentaltheologische Aufgabe nicht darin bestehe, den Glauben einfach nur inhaltlich zu verteidigen. Man müsse vorab die Notwendigkeit einer Verteidigung des Glaubens überhaupt erst erkennen. Baab weist also auf oft übersehene Nuancen hin. Ähnlich beschreibt Klaus Schatz die Hoffnungen der gläubigen Katholiken: „Die Menschen, ernüchtert von den Illusionen, ermüdet von der Gegenwart, voller Angst vor der Zukunft, erwarteten vom Papst Sicherheit.“ Die Kirche erscheint somit auch als Garant der Hoffnung in einer skeptisch beurteilten Moderne.



Über die gegenwärtig erörterten Evangelisierungskonzepte denkt Christian Bauer nach und stellt die „Diskurspraktiken erstvatikanischer Offenbarungstheologie“ den „Praxisdiskursen zweitvatikanischer Evangelisierungspastoral“ gegenüber. Letztere verbindet er mit den Päpsten Paul VI. und Franziskus. Johannes Paul II. habe indessen eine „evangelisatorische Einbahnstraße“ gewählt, die dann auch Benedikt XVI. verfolgt habe. Bauer wirbt für eine neue Glaubwürdigkeit. Er spricht sogar, mit Blick auf den Klerikalismus, von einer partiell „menschenfeindlichen Kirche“. Hans-Joachim Höhn erörtert stabile Unklarheiten hinsichtlich des Unfehlbarkeitsdogmas und fragt, wie weit die „Verbindlichkeit päpstlicher Lehräußerungen zu Glaubens- und Sittenfragen“ eigentlich reiche.

Zum Erbe des Ersten Vatikanischen Konzils zähle auch, wie Georg Bier schreibt, dass die Kirche „papstzentriert“ sei. So habe das Volk Gottes heute das „katholische essential“ verinnerlicht, „wonach es in der katholischen Kirche allein auf den Papst ankommt“ und auf dessen Entscheidungen. Von der „dogmatisierten Gestalt des Papstamtes“ spricht Michael Seewald, die auch „undifferenzierten Bedrohungsnarrativen“ des 19. Jahrhunderts geschuldet gewesen sei. Die „Gemeinschaft der Glaubenden“ sei der „primäre Träger des Glaubens“.

Julia Knop würdigt den Begriff Synodalität. Es gehe dabei nicht um die „Einrichtung der Weltorganisation Kirche“, sondern um eine „kirchliche Geisteshaltung“, um den „Mut zum offenen Wort, das freimütig gesprochen und demütig angehört werden möge“. Die meisten Christen würden sich eine solche Haltung wahrscheinlich wünschen, zugleich aber ist die Abstraktheit dieses Gedankens ersichtlich. Johanna Rahner bestärkt Knops Reflexionen. Die „Passivität des Zuhörens und gläubigen Annehmens“ müsse durch ein „aktives Mitwirken aller“ sichtbar gefördert und wirksam werden. Dazu gehöre auch die Integration demokratischer Elemente in die Kirche, wie „allgemeine Teilhabe an der Macht, Machtkontrolle und prinzipielle Begrenzung von Macht“.

Ein Beispiel für die Anpassung der Kirche an die moderne Welt zeigt der Politikwissenschaftler Mariano Barbato auf. Er äußert sich zur Medienpräsenz des Kirchenoberhauptes. Der Papst agiere als „Akteur auf der Bühne der säkularen Öffentlichkeit“, nehme die „Rolle des massentauglichen Popstars im Drama der Moderne“ ein und sei „celebrity und expressiver Künstler“ zugleich. Franziskus wirke wie ein „innovativer Volksschauspieler mit Reformagenda“: „Seine zugespitzte, ökologisch aufgerüstete Kapitalismuskritik bei abgeschwächter Kulturkritik treibt geschickt einen Keil ins liberale Lager der Moderne.“ Befördert Franziskus, gewollt oder nicht, möglicherweise sogar den Papst-Kult heute? Der Münsteraner Politikwissenschaftler liefert interessante Außenperspektiven. Von solchen kann Theologie und Kirche heute nur lernen. Allein solcher Beiträge wegen ist dieser Band lesenswert.

Thorsten Paprotny

Hubert Wolf

Verdammtes Licht

Der Katholizismus und die Aufklärung

München: C.H. Beck Verlag, 2019

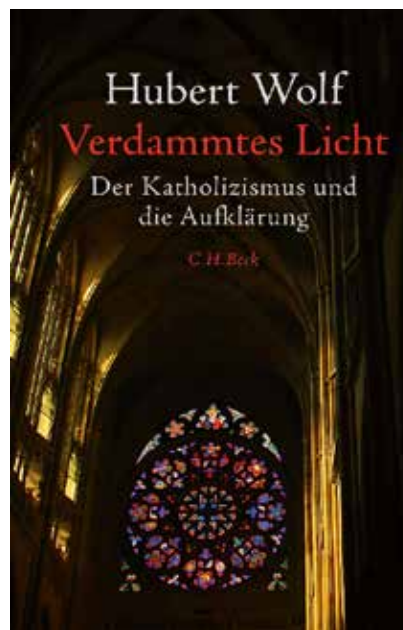
314 Seiten

29,95 €

ISBN 978-3-406-74107-4

Ein typischer Hubert Wolf! Locker und flockig zu lesen, mit vielen steilen Thesen, doch immer quellen- und fakten-sättigt. Wer jedoch eine Darstellung des Katholizismus in der Zeit der Aufklärung zwischen dem 17. und 18. Jahrhundert erwartet, dürfte enttäuscht werden. „Aufklärung“ versteht Hubert Wolf als einen durchgängigen Prozess, den der Katholizismus seit der Zeit der historischen Aufklärung immer wieder durchlaufen musste und muss. So sind in dem vorliegenden Sammelband bereits veröffentlichte Aufsätze des Münsteraner Kirchenhistorikers zusammengetragen, die unter dem Stichwort „Aufklärung“ den Weg des Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert nachzeichnen. Wolf kommt es darauf an, alternative Wege aufzuzeigen, die möglich gewesen wären, aber nicht gegangen wurden bzw. zu irgendeinem Zeitpunkt der Geschichte (vorläufig) geschlossen wurden. Die katholische Kirche ist nicht unfähig zu Reformen, sollte dafür aber stärker in die eigene Geschichte hineinschauen und dort etwa Beispiele finden für eine stärkere Beteiligung von Laien an der Regierung der Kirche, für eine intensivere Ermächtigung von Frauen oder für eine historisch verantwortete Neubewertung früherer Konzilien, etwa des Tridentinums.

Der Autor kennt sich in den vatikanischen Quellen sehr gut aus, besonders in den Archiven der Indexkongregation und der Glaubenskongregation, die er seit Jahren mit seinen Forschungsteams auswertet. Für das 20. Jahrhundert stützt sich Wolf besonders auf die von seinem Team edierten Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis, den er als „politischen Kleriker“ charakterisiert, sowie die Akten zum Pontifikat Pius' XI. In einem ausführlichen Artikel zur Verurteilung von Nationalsozialismus und Rassismus in den Jahren zwischen 1934 und 1938 nimmt Wolf Ergebnisse der Studie von David Kertzer „Der erste Stellvertreter“ (Darmstadt 2014) vorweg.



Wolfs historische Methode ist die der mühsamen Archivarbeit. Aus ihnen schöpft er seine Themen. „Quellen verpflichten“ – das ist auch sein Plädoyer, wenn es etwa um die Alternative Priesterseminar oder Universität geht. Mit dem Rekurs auf die Quellen lassen sich auch Kontroversen wie die um ein angebliches Junktim zwischen Reichskonkordat und Selbstauflösung der Zentrumsparterie entscheiden.

So steht am Ende des Sammelbandes eine Warnung vor wechselnden „Turns“ in den Geschichtswissenschaften. Das Licht der Aufklärung müsse vor Historikern geschützt werden, die durch Thesen und Interpretationen die Fakten in das zweite Glied rücken möchten. Fazit: Viele spannende Einsichten, doch wer ein Buch über die Aufklärung erwartet, wird nicht auf seine Kosten kommen.

Joachim Schmiedl ISch

Michael Seewald

Reform

Dieselbe Kirche anders denken

Freiburg: Herder Verlag, 2019

173 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-451-38349-6

Der Münsteraner Dogmatiker Michael Seewald gehört zu den scharfen Kritikern des römisch-kurialen Selbstverständnisses und der in diesem wurzelnden Form lehramtlicher Praxis. Sein neues Buch, das eine auf die Ekklesiologie fokussierte Kurzform von „Dogma im Wandel“ darstellt, plädiert angesichts der umfassenden geistlich-geistigen Krise für einen Paradigmenwechsel im „Denken“ der Kirche über sich selbst. Im Zentrum der Überlegungen stehen allerdings nicht konkrete und sattsam bekannte Reformforderungen, sondern historisch-genetische Aspekte, welche die kognitive Dynamik sowie die Geschichtspolitik des kurial-päpstlichen Apparates seit dem 19. Jahrhundert in den Blick nehmen. Seewalds Anliegen ist es, die lehramtliche Selbstfesselung der katholischen Kirche aufzudröseln, um die Legitimation für das unabdingbare *semper reformanda* wieder freizulegen.

Seewalds Analyse in aller Kürze: Die Antwort der römischen Kirche auf die Modernisierungs- und Pluralisierungsprozesse der Aufklärung bestand zwei Jahrhunderte lang in der Kanonisierung und kontinuierlichen Ausweitung der päpstlichen Autorität einerseits sowie in der Dogmatisierung und Verrechtlichung des Glaubens andererseits. Diese innovativ-katholische Form institutioneller Kontingenzbewältigung und Komplexitätsreduktion, die zweifelsohne auch Erfolge vorzuweisen hatte, kommt seit einiger Zeit deutlich erkennbar an ihre Grenzen. Mittlerweile müssen erhebliche Energien investiert



werden, um autoritativ ergangene Entscheidungen, die sich als sachlich falsch (Hominisation/Monogenismus), kontingent (Sakramentsverständnis) oder inopportun (Religionsfreiheit) herausgestellt haben, zu überschreiben, der Vergessenheit zu überantworten oder mit einer Steigerung des Drohpotenzials zu wiederholen. Der Systemschutz im Kontext eines selbst herbeigeführten permanenten Ausnahmezustandes verunmöglicht mittlerweile vollkommen eine glaubhafte Verkündigung des Evangeliums.

Abhilfe könne – so Seewald – nur über ein erneuertes Verständnis dessen erfolgen, was Kirche ist und worin ihre Identität bestehen soll. Es gehe in ihr eben nicht um das Mitschleppen eines immer umfangreicheren und schwereren dogmatischen Marschgepäcks, sondern um die zeitgemäße Neuartikulation des Evangeliums selbst. Schon die ersten Christen hätten schließlich nicht einfach die Reich-Gottes-Botschaft Jesu als Lehre weitergegeben, sondern einen ganz anderen Inhalt, nämlich die Auferweckung des Gottessohnes, verkündet. Das Evangelium sei immer lebendiges, adressatenbezogenes Wort und eben nicht schriftgelehrt und beamtenkorrekt zu verwaltendes Traditionsgut. Kontinuität werde deshalb auch nicht über propositionale Sätze eines Katechismus gewährleistet, sondern über die lebendige *Communio personarum* und eine ständig von Gott neu konstituierte *Ekklesia* (124). Ein solches Verständnis ermögliche dogmatische und ekklesiologische Korrekturen und lasse damit auch das theologiegeschichtliche Schattenboxen nach dem Schale-Kern-Modell hinter sich.

Wer noch die hermeneutischen Debatten der 1960er Jahre über dieselben Themen oder auch die Diskussion um die „Kurzformeln des Glaubens“ im Kopf hat, wird sich nach der Lektüre des Buches erneut schmerzhaft der verlorenen Jahrzehnte bewusst. Vielleicht ist mit dem Pontifikat Bergoglios ein letztes Mal die Tür dafür offen, der Geschichte eine neue Wendung zu geben, bevor die Kirche endgültig zu einem „unter die Völker verstreuten Freilichtmuseum“ (152) wird.

Die kritischen Einwände gegen Seewalds dogmenrelativierenden Reformansatz liegen auf der Hand, und auch diese haben sich seit sechzig Jahren nicht verändert: Was bleibt von der Normativität der Tradition, wenn alles durch einen zeitgeistigen, aktualistischen Filter hindurchmüsse? Was bleibt von der Autorität, wenn eine Korrektur von Lehrinhalten erfolgt? Kann ein Primat der Pastoral bei der Bestimmung dessen, was dogmatisch gilt, noch die Einheit der Kirche gewährleisten? Hat nicht der Weg der Protestanten in den letzten Jahrzehnten bewiesen, dass eine Anpassung an die Moderne die Glaubenssubstanz erst recht zum Schwinden bringt?

Für Seewald gibt es gleichwohl keine theologisch verantwortbare Alternative, aber eben auch keine Gewähr, dass die Inventur der Lehrinhalte und des lehramtlichen Systems sowie der Aufbruch zu einem neuen „Intercourse“ (Newman) mit der Welt gelingen. Nur zaghaft wird bei Seewald eine für viele getaufte Christen in Mitteleuropa zentrale Problematik angedeutet: Nicht ob es Heil außerhalb der Kirche gibt, steht infrage, sondern ob dieses noch innerhalb zu finden ist.

Covergestaltung und Titel suggerieren eine flotte Lektüre mit leicht verdaulichem Inhalt. Das Gegenteil ist der Fall. „Reform“ ist ein Buch für akademisch Gebildete und an Theologie Interessierte. Es sei insbesondere allen Religionslehrkräften ans Herz gelegt, denen die geschichtliche Dimension des Glaubens im Erkenntnis- sowie im didaktischen Vermittlungsprozess am Herzen liegt.

Günter Nagel

Thomas Quartier

Lebenslieder

Ein Soundtrack für Klosterspiritualität

München: Herder Verlag. 2019

223 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-466-37253-9

Wörtlich bezeichnet der englische Begriff „Soundtrack“ die Tonspur eines Films, die meist losgelöst von ihrem jeweiligen Werk – z.B. als Audio-Datei zur DVD – veröffentlicht wird. Ein Soundtrack kann sowohl neue Kompositionen als auch bereits existierende Musikstücke umfassen. Charakteristisch ist, dass eine funktionale Verbindung zwischen den akustischen und szenischen Sequenzen besteht. Das Klangliche unterstützt und verstärkt das Visuelle et vice versa.

Ähnlich verhält es sich mit dem vorliegenden Buch von Thomas Quartier, Benediktinermönch der Abtei St. Willibrord in Doetinchem (Niederlande). Keine Filmmusik, aber nichts weniger als einen „Soundtrack der Gottsuche“ wollen seine „Lebenslieder“ zu Gehör bringen. Der Inhalt des 220 Seiten starken Buches ist durchkomponiert: 10 Kapitel, die jeweils einen Oberbegriff mit einem Vers der Hl. Schrift verbinden, untergliedern sich in 77 kleine Abschnitte, die durchgängig mit meist nur einem Wort überschrieben werden, das aber nicht eigens im Inhaltsverzeichnis aufgeführt wird. Quartier, der sich während seiner Studienzeit als Straßenmusiker etwas hinzuverdiente, ergründet Idole, Visionen und Lieder, die immer wieder zum „Soundtrack“ seiner Suche wurden und werden. Biographische Erfahrungen, die überwiegend musikalische Erlebnisse thematisieren (z.B. den Kauf einer Schallplatte, die Begegnung mit einem Künstler, eine unvergessliche Melodie) werden mit biblischen Texten, Passagen der Benediktusregel und Gedanken zur klösterlichen Lebensform kontrastiert, so dass mal Dissonanzen,



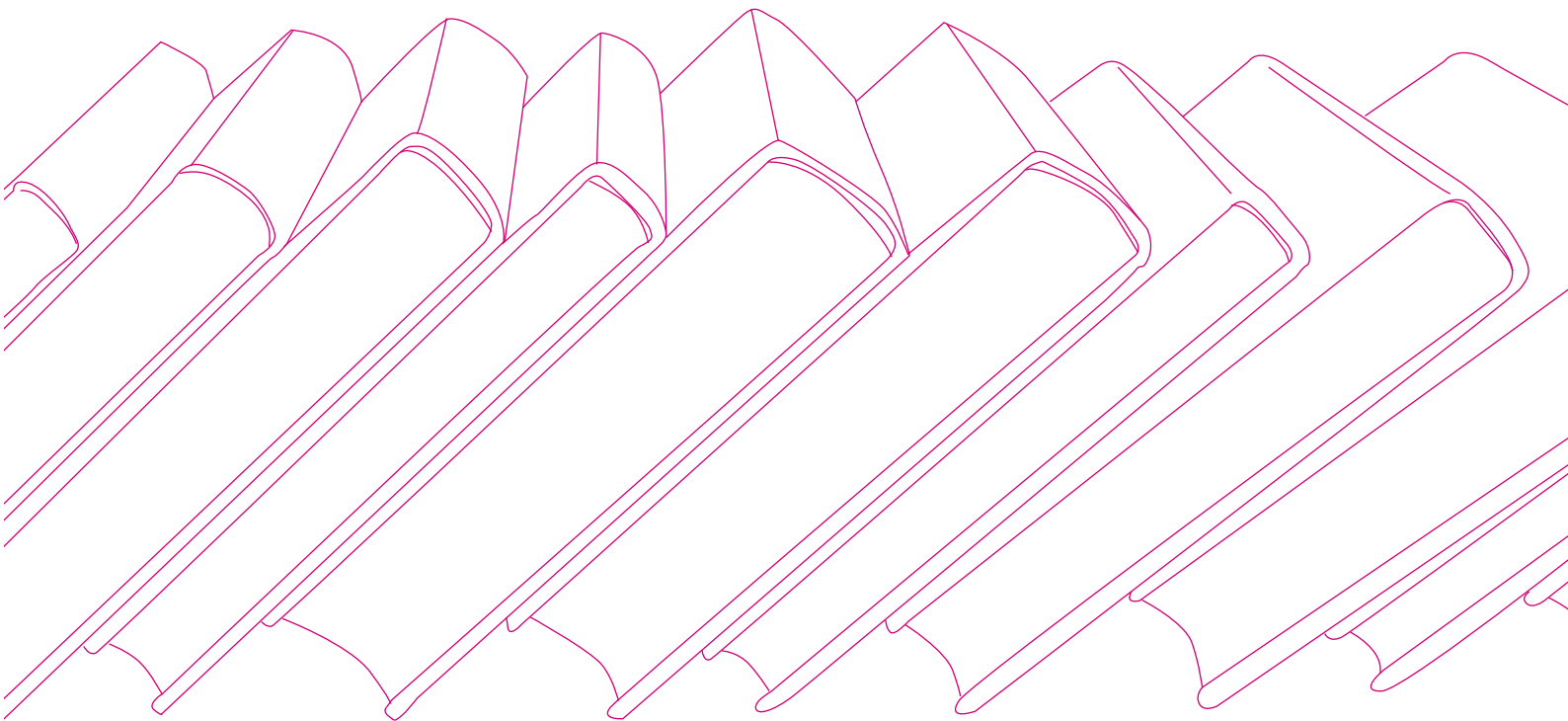
mal unerwartete Harmonien entstehen, die in jedem Kapitel erneut an- und nachklingen. Der Autor weiß, wie wichtig Träume für das Leben und für Veränderungen sind: „Neue Impulse dürfen nie mit Autoritätsargumenten im Keim erstickt werden – so auch neue Lieder, neue Visionen und neue Geschmäcker.“ Es gehe im Kloster, in der Welt und in den je eigenen Lebensliedern vielmehr darum, „authentisch-kreativ“ und „dialogisch beieinander“ zu sein, um sich so dem „Unerwarteten“ zu öffnen. Nur das werde dem heiligen Boden, den man betreten will, wirklich gerecht.

Auf erzählerisch dichte Weise gelingt es Quartier, einen reichen Klang- und Motivteppich mit scheinbar unerhörten Rhythmen zu weben, wo sich z.B. Liedtexte von John Lennon oder Bob Dylan mit Impulsen zur klösterlichen Spiritualität zu einer mehrstimmigen Partitur verknüpfen: „Man verliert sich selber in Bildern und Liedern. Im Kloster ist das genauso. [...] Gerade in Momenten der Verwirrung kann man Begegnungen haben, die bedeutungsvoll sind. Bob Dylans Lieder werden für mich mehr und mehr zu solchen Begegnungen: mit Menschen, für die ich nie und nimmer offen wäre, wenn ich den Selbstbetrug, der mir von innen und außen aufgedrängt wird, nicht loslassen würde. Man muss letzt-

lich auch die Klosterregel wieder loslassen, genau wie das Lied und das Bild. Auch die eigenen festgefahrenen Muster, sogar das Kloster selber. All das ist nicht das Leben, nach dem wir suchen. Das befindet sich nämlich jenseits aller Grenzen.“

Das Buch ist kein spiritueller Ratgeber im klassischen Sinn, doch Quartiers nachdenklich gestimmte „Lebenslieder“ von Bluesharp bis Gregorianik bieten viele Assoziationen zum Anknüpfen, Einstimmen und Weiterdenken.

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB



Burkhard Hose

**Warum wir aufhören sollten, die Kirche zu retten
Für eine neue Vision des Christseins**

Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verlag. 2019

160 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-7365-0281-9

Mit seinem neuen Buch wirbt der zeitkritische Würzburger Hochschulpfarrer provokativ „für eine neue Vision des Christseins“. Nicht nur als Priester erfährt und hält er die heutige Kirche für tot. Wider jeglichen Klerikalismus plädiert er für Weltbetroffenheit und Geistesoffenheit. Außerhalb der Mauern der Kirche – gerade im Lebensalltag – gebe es mehr Wahrheiten zu entdecken als die kirchliche durch die Jahrhunderte tradierte „Wahrheit“, beispielhaft gefasst in Dogmen. Kirche ist dann wirklich in der Gegenwart angekommen, wenn sie nicht länger Antworten auf nicht gestellte Fragen gibt, sondern vielmehr auf die tatsächlichen Anliegen und Bedürfnisse heutiger Menschen hört. Auf den Punkt gebracht: eine Kirche, die endlich wieder lebendig ist. Diese Überzeugung spiegelt sich schon in der Einleitung (7-13) wider. In den inhaltlichen Ausführungen in zehn Kapiteln (14-156) formuliert er eindeutige Gegensätze bereits in der jeweiligen Überschrift wie einleitend markant: „Auferstehung statt Wiederbelebung“ (7). Textnachweise und (biografisch bedingte) Dankesworte beenden das Buch.

In der Einleitung schreibt Hose: „Ich schaue auf die Kirche in Trümmern und spüre in mir Lebendigkeit.“ (9) Dieses neue Gefühl entsteht in ihm in der Wahrnehmung einer toten, alten Kirche der Hierarchie und Glaubenssätze, dessen Teil er als Priester selber ist. Ganz anders klingen seine sich anschließenden Erfahrungen als Pfarrer einer Studentengemeinde, die offen gegenüber der Welt ist und versucht, auf den Geist zu hören und zu (re-)agieren. Er schreibt in Bezug auf seine Person: „Viel interessanter ist es für mich, mit der Botschaft Jesu außerhalb des Kirchenraumes auf der Straße unterwegs zu sein und danach zu fragen, welche Bedeutung das Evangelium für die gesellschaftlichen Themen hat, die uns gemeinsam umtreiben. Welche Relevanz

hat die Botschaft Jesu für Menschen in einer Zeit, die durch existentielle Verunsicherungen und durch politische Spaltungen geprägt ist? Der rasante Klimawandel, eine immer größer werdende Kluft zwischen Arm und Reich und die aus all dem resultierenden Flucht- und Migrationsbewegungen stellen auch die Kirchen vor neue Herausforderungen.“ (9) Es gilt, nicht mehr die alte Kirche retten zu wollen, sondern sich von der Auferstehung prägen zu lassen und nicht Vergangenes wiederzubeleben.

Damit besitzt Hose einen weiteren Horizont als der aktuell umstrittene „Synodale Weg“. So kann er sich z. B. die Vergabe von kirchlichen Weiheämtern wie das des Priesters auf Zeit vorstellen. Die Kirche lehrt zwar, dass dieses in direkter Verbindung zu den Aposteln steht, was jedoch seiner Ansicht nach nicht zwingend bedeute, dass man dieses Amt lebenslang inne haben müsse. Für ihn ist die Kirche nur ein Instrument, um das Reich Gottes in der Welt bekannt zu machen und ein christlich glaubwürdiges Zeugnis in Jesu Spur abzulegen.

Träumen wir Burkhard Hoses apokalyptische und lebendige Vision, die er am Anfang seines Buches als Leitstern voranstellt, mit und weiter, weil es um mehr geht als die Kirche: „Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel, er und das Lamm.“ (Offb 21,22)

Ilona Biendarra



Heinrich Wullhorst

Soziallehre 4.0

Wie wir in Zeiten der Digitalisierung menschlich bleiben können

Paderborn: Bonifatius Verlag. 2018

163 Seiten

14,90 €

ISBN 978-3-89710-770-0

Unsere Lebenswelt verändert sich. Unsere Arbeitswelt verändert sich. Das Digitale ermöglicht neue Infrastrukturen, neue Geschäftsmodelle und Wertschöpfungsketten. Lebens- und Arbeitswelt werden revolutioniert. So der Ausgangspunkt des Autors Heinrich Wullhorst. Welche Rolle spielt hierbei, in den Welten 4.0, der Mensch; welche Rolle kann der Mensch einnehmen?

Der Verfasser geht in seinem Buch „Soziallehre 4.0“ den aktuellen Fragen und Herausforderungen nach, die sich im Zusammenhang mit dem digitalen Wandel stellen, und lässt dazu Wissenschaft und Politik zu Worte kommen. Lars P. Feld, Thomas Sternberg, Ulrich Hemel und weitere machen sich in kurzen Beiträgen Gedanken darüber, wie wir im digitalen Zeitalter (zwischen)-menschlich bleiben können. Auch diese Beiträge sind für Wullhorst der zeitgemäße Ausgangspunkt einer sachgemäßen Weiterentwicklung der katholischen Soziallehre. Seine Weiterentwicklung schwebt also nicht im luftleeren Raum, sondern koppelt seine Überlegungen zurück an die erwähnten Politiker und Wissenschaftler. Denn: „Die Nöte der Zeit werden euch zeigen, was zu tun ist.“ (Adolph Kolping)



Heinrich Wullhorst wird in seinem Band immer wieder recht konkret, so dass er so gut wie gar nicht in den sonst üblichen Allgemeinplätzen stecken bleibt. Sehr sympathisch ist mir vor allem die Tatsache, dass er den Menschen auf den Menschen zurückwirft. „Ja, wir können es, wenn wir es denn wollen, und die Soziallehre kann uns dabei ein verlässlicher Wegbegleiter sein.“ Wir haben es also in unseren Händen.

Markus Breuer

Gebete

Die 21

Poesie

Kunst **Geheimnis**

Verantwortung Musik

Kunst/Literatur

Michael Köhlmeier / Konrad Paul Liessmann

Der werfe den ersten Stein

Mythologisch-philosophische Verdammungen

München: Carl Hanser Verlag, 2019

223 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-446-26402-1

Der Untertitel dieses Buches – „Verdammungen“ – und das Inhaltsverzeichnis – „Betrug, Lüge, Eifersucht ...“ – könnten den Eindruck erwecken, hier ginge es um strenge moralische Verurteilungen. Wer aber aufgrund eines solchen Missverständnisses das Buch aus der Hand legt, bringt sich um ein ebenso unterhaltsames wie anregendes Lesevergnügen. Denn hier haben zwei Autoren zusammengefunden, die beide das Schwierige mit scheinbar leichter Hand zu vermitteln vermögen. Der eine Schriftsteller, der andere Philosoph. Der Schriftsteller Michael Köhlmeier ist bekannt für seine freien Nacherzählungen von Sagen, Märchen und biblischen Geschichten. Diese werden so vorgetragen, dass sie in einem zeitlosen Raum zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu schweben scheinen, aber in Stil und Diktion sich deutlich als zeitgenössische Texte darstellen. Konrad Paul Liessmann, Professor emeritus für Philosophie an der Universität Wien, erweist sich als einfühlsamer Interpret dieser Texte und als Philosoph, der sowohl deren zeitlosen anthropologischen Kern wie auch deren Relevanz für die Gegenwart freizulegen vermag.

Eine Parabel mit dem Titel „Betrug. Der falsche Mann“ eröffnet den Geschichtenreigen und zeigt die Methode der beiden Autoren. Ein Mann verlässt seine Frau, um in der Ferne Arbeit zu finden. Einen formellen Kontakt zu seiner Frau, von der er sich längst entfremdet hat (und umgekehrt), hält er über gut gelaunte Briefe, die er von einem Ghostwriter schreiben lässt. Dieser verinnerlicht die Gefühle, die er in seinen Briefen ersinnt, und reist schließlich, von Sehnsucht getrieben und mit Einwilligung seines Auftraggebers, zu der Frau. Dort gibt er sich als deren Mann aus und trotz der Zweifel wegen des andersartigen Aussehens werden sie ein glückliches Paar. Bis der echte Mann unerwartet zurückkehrt



und mit dem Argument „Betrug ist Betrug“ den Nebenbuhler vertreibt und die alte unglückliche Partnerschaft wieder aufnimmt.

Der Philosoph stößt mit seinen einleitenden Fragen gleich in medias res und eröffnet einen weiten Problemhorizont: Ist ein Leben ohne Täuschung, Selbsttäuschung und ohne gelebte Fiktionen überhaupt denkbar? Und was passiert, wenn diese Täuschungen auffliegen? In der folgenden Analyse werden die unterschiedlichen Formen des Betrugs in der Geschichte freigelegt. Es zeigt sich, dass die Bewertung von Täuschungen vom Kontext und den Erwartungen der Beteiligten abhängt. Gutgläubigkeit, Vertrauensseligkeit und vor allem die Sehnsucht nach Glück sind die Tore, durch die skrupellose Betrüger immer wieder Zugang zu ihren Opfern finden. Schließlich münden diese Überlegungen in die grundsätzliche ethische Frage, welcher Wert Vorrang haben sollte: das moralischen Prinzip „Betrug ist Betrug“ oder die Lebenswirklichkeit des Paares, die zwar auf einer Täuschung beruht, aber beide glücklich macht.

Jan-Heiner Tück / Tobias Mayer (Hg.)
Die Kunst umspielt das Geheimnis
Literarische Annäherungen

Poetikdozentur Literatur und Religion Bd. 4

Freiburg: Herder Verlag, 2019

142 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-451-38354-0

In einer ähnlichen Weise werden die anderen Geschichten Köhlmeiers unter der Überschrift eines gravierenden, aber häufig anzutreffenden Fehlverhaltens auf eine zentrale ethische Fragestellung hin durchdrungen. Im Streit zwischen Kriemhild und Brünhild aus dem Nibelungenlied ist die Eifersucht das treibende Motiv. Meister der Intrige, ein weiteres Thema, ist der rachsüchtige Jago, der durch Verbreiten von Halbwahrheiten, Streuen von Gerüchten, Absprachen hinter dem Rücken von Beteiligten und Vorenthalten von Informationen, kurz durch Intrigen, den venezianischen General Othello zu Fall bringt. Anlass, über „Verrat“ nachzudenken, gibt die biblische Geschichte des jüdischen Riesen Samson und der schönen Philisterin Delila, die ihrem Geliebten das Geheimnis seiner Unbesiegbarkeit entlockt und es ihren Landsleuten verrät.

Diese und die anderen Geschichten werden von Köhlmeier spannend erzählt und in einer unpräzisen, verständlichen Sprache, mit philosophischem Hintergrund und praktischem Wirklichkeits-sinn von Liessmann interpretiert. Im Religions- und Ethikunterricht kann man die Geschichten auch als „Fallgeschichten“ einsetzen und daran Gespräche zur ethischen Urteilsbildung anknüpfen. Aber jenseits solcher didaktischen Erwägungen ist das Büchlein für jeden Leser ein Gewinn. Denn, wie der Titel andeutet, ist auch er immer ein Betroffener.

Rüdiger Kaldewey

Kaum ein Ereignis hat in den vergangenen Monaten die weltweite Kunst- und Literaturszene so sehr aufgewühlt wie die Verleihung des Nobelpreises für Literatur im Dezember 2019 an Peter Handke. Während das Nobelpreiskomitee in seiner Begründung mit Handke einen der einflussreichsten Schriftsteller Europas nach dem Zweiten Weltkrieg lobte, der „das Ungesehene einfängt und uns zum Teil davon macht“, regte sich auf Grundlage einer Vielzahl politischer Texte Handkes, in denen er sich in apologetischem Modus zu den Gräueltaten des Jugoslawienkriegs äußerte oder diese gar leugnete, ebenso vehementes Unverständnis und Kritik für diese Entscheidung. Mit seinen Texten polarisierte Handke schon immer – mit dem ihn nun bekleidenden Nobelpreis wird er es unaufhörlich weiter tun.

Für Jan-Heiner Tück und Tobias Meyer wird der österreichische Schriftsteller und heutige Nobelpreisträger zu einem wegweisenden Impulsgeber für ihren im Sommer 2019 im Herder-Verlag erschienenen Sammelband „Die Kunst umspielt das Geheimnis. Literarische Annäherungen“. Der Band umfasst die seit ihrer Gründung 2016 veranstalteten Vorlesungen namhafter Autorinnen und Autoren im Rahmen der „Poetikdozentur Literatur und Religion“ an der Universität Wien. Der nun vorliegende vierte Band dieser Reihe dokumentiert in chronologischer Reihenfolge die Vorträge von Dichterinnen und Dichtern in dem Zeitraum von Oktober 2017 bis Juni 2018.



Neben einer Einleitung der Herausgeber versammelt der Band sechs Vorlesungen und wird sowohl in der Gesamtanlage wie auch den einzelnen Beiträgen konsequent von der Kategorie des Unverfügbaren geleitet. Die titelgebende Aufzeichnung Handkes „Die Kunst umspielt das Geheimnis“ wird für die Herausgeber hierbei zum Anlass, das Verhältnis von Kunst und Religion neu zu reflektieren. Mit Handkes Blick der Verdichtung von Weltphänomenen, der sensiblen Wahrnehmung von Momenten profaner Wirklichkeit und deren metaphysischer Interpretation wird überzeugend die intensive Nähe von ästhetischer Transzendenz und religiöser Erfahrung angebahnt, die zu dem bestimmenden Leitmotiv des Sammelbandes wird.

Als virtuoser Erzähler eröffnet Michael Köhlmeier die Reihe der Vorlesungen, die zu genuinen Kunstwerken werden, indem er mit außerordentlichem Einfühlungsvermögen die Nähe von Gut und Böse in der Scheinwirklichkeit von Märchen gekonnt auszuloten versucht. Andreas Meier unternimmt im Anschluss zarte, poetische Gehversuche der Gottesrede mit dem berührenden Sprachbild „Und Gott fiel die Leiter herab“. Die Dichtung des Unsagbaren umkreist sodann Marion Poschmann, während sie so

existenziell ernst wie humorvoll gebrochen über die Bedeutung des Gottesbarten im modernen Medium des Films nachdenkt. Der Dramaturg und Schriftsteller Hartmut Lange zeichnet das spannungsreiche Nebeneinander von poetischen und religiösen Praktiken nach, das sich für ihn vor allem im Moment der Kompensation treffen kann. Der Sammelband wird sodann von zwei literarischen Beiträgen beschlossen, die sich auf je ihre Weise mit dem religiösen Pluralismus befassen. Ilija Trojanow kritisiert in überzeugendem Modus Formen von dogmatischer Religiosität und Absolutheitsansprüchen und plädiert vielmehr für eine Vielfalt religiöser Wege, die Offenheit und Freiheit ermöglichen. Schließlich lotet Barbara Frischmuth sprachlich berührend und kenntnisreich die Nähe von religiöser und literarischer Transzendenz in unterschiedlichen Traditionslinien des Ostens wie Westens aus. Dabei wird einmal mehr die Dimension des Unverfügbaren und das poetische Wagnis, gegen das Unsagbare anzuschreiben, zur Faszination für Autorin und Leser.

Weil religiöse Erfahrungen, theologisches Denken ebenso wie Formen religiöser Lern- und Bildungsprozesse auf Phänomene und Reflexionen sinnlich-ästhetischer Wahrnehmungen zurückgebunden bleiben, ist der Sammelband für alle an dem uner-schöpflichen Dialog Interessierten und Beteiligten zwischen Kunst und Theologie lesenswert und den Horizont des Gewohnten zugleich erweiternd.

Für Friedrich Hegel wurde die Trias aus Philosophie, Ästhetik und Religion zu den Erkenntnisorten und Ausdrucksformen des Menschen schlechthin. In ebendiesem Sinn wird der luzid angelegte und sorgsam gestaltete Band nicht nur zu einem intellektuellen und ästhetisch gewinnbringenden, sondern ebenso zu einem anthropologischen Ereignis und einer einnehmenden Einladung, der Welt- und Gottessehnsucht und ihren unverfügbaren Geheimnissen umspielend auf den Grund zu gehen.

Clemens Hermann Wagner

Martin Mosebach

Die 21

Eine Reise ins Land der koptischen Martyrer

Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag. 2018

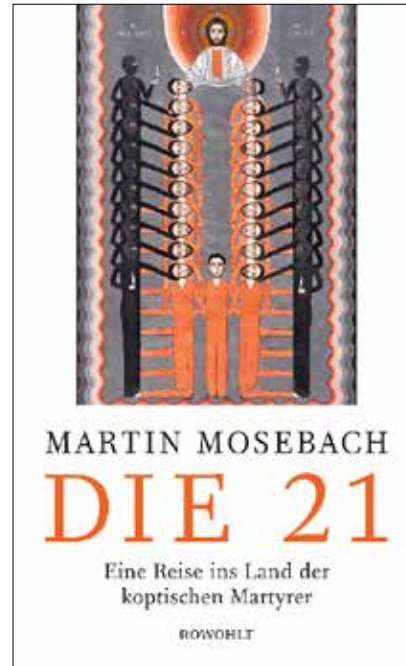
270 Seiten m. s-w Abb.

20,00 €

ISBN 978-3-498-04540-1

Ein bemerkenswerter, aber nur selten thematisierter Aspekt von „Weltoffenheit“ besteht darin, dass die Offenheit gegenüber fremden Einstellungen und Gepflogenheiten häufig umso größer ist, je weiter die betreffende Kultur räumlich oder mental entfernt liegt. So verfolgt der aufgeklärte westliche Tourist mit Neugier und Interesse die Gesänge und Zeremonien der buddhistischen Mönche in dem Bergkloster, an dem er auf seinem Himalaya-Treck vorbeikommt, während er gegebenenfalls im heimischen Umfeld die religiösen Ausdrucksformen seiner christlichen Mitbürger als zu überwindendes Relikt aus der Kindheitsphase der Menschengattung empfindet und dies nach außen bekundet, ohne die Befürchtung hegen zu müssen, der Intoleranz geziehen zu werden. Auch innerhalb christlicher Kreise selbst lässt sich oft die Verbindung einer weltmännischen Haltung des Respekts gegenüber fremden Religionen mit derjenigen der abwertenden Polemik gegenüber Glaubensäußerungen konservativer Katholiken oder freikirchlicher Evangelikaler feststellen.

Unter der Voraussetzung, dass die Akzeptanz von Pluralismus im nicht so weit entfernten Umfeld ein wünschenswertes Lernziel nicht nur von Kindern und Jugendlichen darstellen sollte, könnte eine mögliche Zwischentappe auf dem angestrebten Wege darin bestehen, den sozusagen „weltoffenen Ignoranten“ mit Phänomenen zu konfrontieren, die beides enthalten: das Exotische, das zu respektieren ihm keine Anstrengung mehr abverlangt, aber ebenso dasjenige, das irgendwie bekannt und gleichzeitig Objekt entschiedener, wenn auch nicht reflektierter Ablehnung ist.



Eine wertvolle Hilfe, die genannte Zwischentappe zu meistern, könnte die Lektüre von Martin Mosebachs „Die 21“ bieten. Obwohl sicherlich nicht unter der soeben skizzierten Intention verfasst, entfaltet das Buch eine ihr entsprechende Spannung. Sie herrscht zwischen dem einen Pol des dem aufgeklärten Zeitgenossen nur scheinbar zu Genüge bekannten Christentums und dem anderen einer uns fremden und in Teilen vormodernen Kultur. Mosebach gelingt es, diese Kultur, die der christlichen Kopten – gemäß eigenem Selbstverständnis direkte Nachfahren der untergegangenen Pharaonendynastien – in einer schnörkellosen Sprache als das faszinierend Andere im Vergleich zum westlichen Lebens- und Glaubens- bzw. Nichtglaubens-Stil zu beschreiben, den europäischen Leser jedoch gleichzeitig spüren zu lassen, dass es zwischen ihm und dem Angehörigen der in der angestammten Heimat unter Druck geratenen Minderheit Gemeinsamkeiten gibt, die in die christliche Antike reichen, von deren Erbe, insbesondere was die Liturgie angeht, sich die Kopten im Gegensatz zum lateinischen Westen allerdings nicht so rigoros abgenabelt haben.

Neben der Liturgie, ihrer Lebendigkeit und Ursächlichkeit für die überraschend intensiv ausgeprägte Spiritualität der überwiegend in den ländlichen Regionen Oberägyptens lebenden gläubigen Kopten charakterisiert Mosebach – der Buchtitel lässt es anklingen – ein weiteres zentrales theologisches Prinzip des Christentums: das Martyrium. Sein literarischer Reisebericht widmet dabei jedem der am 15. Februar 2015 an der libyschen Küste enthaupteten koptischen Wanderarbeiter ein eigenes Kapitel. Den Leser wird die bedingungslose Hingabe der dem Tod Geweihten, wenn er in dem Buch mehr über die Umstände ihrer Ermordung erfährt, stark berühren; erstaunt wird er sein, dass die Angehörigen der Opfer das Geschehen mittlerweile nicht mehr als tragisches Unglück, sondern als Anlass zur Freude darüber, dass die betreffenden Familien einen Märtyrer im Himmel haben, interpretieren. Dieser Umstand hilft zu verstehen, dass das von den mordenden Islamisten aufgenommene Video der Hinrichtung gerade auch von den Kopten verbreitet und angeschaut wird. Dessen Rezeption als Glaubenszeugnis fällt in eine Zeit, in der das koptische Christentum trotz der widrigen politischen Situation einen Aufschwung erfährt: Der Autor fand in den Dörfern „an Werktagnachmittagen in den Kirchen immer wieder Gruppen junger Leute, die sich zum gemeinsamen Beten getroffen hatten“, und stellte fest, dass in die neuen Klöster „viele Ärzte und Ingenieure“ als Aspiranten für das Mönchsleben strömen. Drei Stunden lange Messliturgien schrecken die Besucher der Gottesdienste nicht ab, sondern füllen die Kirchen.

Trotz der Ankündigung auf den ersten Seiten, dass „der Islam nur dann erwähnt werden (wird), wenn er die Lage der Kopten berührt“, durchzieht der Gegensatz zwischen den beiden größten religiösen Gruppen des Landes zumindest unterschwellig das Buch. Der skeptisch-melancholische Pessimismus seiner koptischen Interviewpartner wird nur durch die Wiedergabe von den westlichen Leser irritierenden Episoden gemildert, in denen von Marienerscheinungen, „die sich vor Tausenden von christlichen und muslimischen Zeugen ereignet haben“, oder von Aussagen der um das Gebet der Kopten bitenden Muslime („Euer Gott hört auf die Gebete und tut Wunder“) berichtet wird.

Martin Mosebach hat ein informatives und ergreifendes Zeitdokument vorgelegt; er weitet unseren Horizont und führt uns nicht zuletzt eindrücklich vor Augen, dass das Phänomen Christentum mehr beinhaltet als Katholizismus, Protestantismus und Orthodoxie.

Jochen Ring

Knut Wenzel

Poesie des aufgegebenen Worts
Zwischen Macht und Zärtlichkeit, Schweigen und
Erzählung, Schuld und Rettung: Theologische
Lektüren in den Gefilden der Literatur

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag. 2019

269 Seiten

28,00 Euro

ISBN 978-3-7867-3153-5

Das Werk eines Fundamentaltheologen und Dogmatikers der Katholischen Theologie – diesen Fachrichtungen ist die Professur Knut Wenzels an der Universität zu Frankfurt zugeordnet – ist gemeinhin ein Kompendium zu philosophisch möglichst stringent begründeten theologischen Theoremen oder Glaubensgewissheiten. Der Titel seines neuen, seit 2019 vorliegenden Buches verweist aber auf eine interdisziplinär ausgreifende Thematik und erzeugt zudem eine erste Irritation mit dem doppeldeutigen Partizip in der Formulierung „des aufgegebenen Worts“: Es beschreibt einerseits die Aufgabe im Sinne der zu erfüllenden Arbeit, Bestimmung oder Pflicht, die mit dem Wort verbunden sein mag, andererseits aber ihr vordergründiges Gegenteil, das resignierte Aufgeben und Fallen- oder Gehenlassen desselben. Eine schnelle Erklärung dieser dialektischen Volte findet sich in der disparaten Sammlung literarisch inspirierter Essays aus etwa 25 Jahren nicht, denn sie ist ein Kaleidoskop mannigfaltiger Deutungen, Analysen und Assoziationen.

Je tiefer die Lektüre in das Buch hineinführt, umso mehr entsteht der Eindruck eines Labyrinthes: Themen, Autoren/innen, literarische und musikalische Formen, Epochen wechseln sich in schneller Folge ab, ebenso die Herangehensweisen. Mannigfaltige Nebenwege ohne Hauptweg enden oftmals irgendwo, scheinbar ohne Ziel, als schillernde Sackgassen. Nach circa zwei Dritteln des Umfangs aber fesselt das zwölfte Kapitel „Wörtliches Schweigen. Auf Eugen Gomringers Schweigen zu“ mit einem Zitat des Nicolaus von Cues (1401 bis 1464), das den Ariadnefaden endlich bereitzuhalten scheint:



„Alles, was ausgesagt werden kann, drückt nicht das Unsagbare aus, und doch sagt jedes Reden das Unaus-sagbare.“ (164) Das klingt nach dem „und doch“ wie die ganze Wahrheit zur halben des frühen Ludwig Wittgenstein „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“ (7, Tractus logico-philosophicus) und lässt erkennen, welchem Fixpunkt die kreisenden Fahrten und literarischen Streunereien durch die Werke von Emily Dickinson über Ryszard Kapuscinski, Albert Camus bis zu Nirmal Verma zuletzt doch folgen, was sie verbindet, in welche Richtung selbst die wie unfertig endenden Überlegungen streben: Sie wollen die Worte über, von und sogar gegen Gott als des zuletzt Unnennbaren in der Vielfalt der literarischen (und auch musikalischen) Sprache aufsuchen! Das „Gott in allen Dingen suchen“ des Ignatius von Loyola wird hier zum „Gott in allen Worten aufspüren“, zu einem erweiterten Theo-Logie-Begriff. Nun wird klar: Das „und doch sagt jedes Reden das Unsagbare“ des Cusaners klingt schon in der Einleitung prosaisch an, wo es hieß „Die Theologie wendet sich an die Literatur nicht, um bei ihr eine Ordnung des Wildwuchses der Lebenskraft zu

finden, vielmehr hofft sie auf die Öffnung ihres, der Lebenswelt, Subjektgrundes durch das literarische Werk.“ Sie muss dabei „heterogen zu werden bereit sein“ (8) und darf mit Wenzel prinzipiell eigentlich jeder „Rede“ nachspüren, die ebenso frei wächst wie idealiter jedes individuelle Leben, aus dem sich die ästhetische Formung im Sinne künstlerischer Autonomie speist. Wenzel greift dabei wesentlich weiter aus als auf die explizit an religiösen Themen und Motiven ausgerichtete Literatur, die seit den 1990er Jahren wieder eine zunehmend anerkannte Position im deutschen Literaturbetrieb behauptet; er zieht selbst agnostisch ausgerichtete Literaten wie Albert Camus heran, der mit seiner tief humanen Haltung dem konkreten Menschen und nicht zuletzt seiner illiteraten Mutter gegenüber etwas bezeugte, was mit ausdrücklich christlich grundierter, den inkarnierten Gott anerkennender Sprache nicht glaubwürdiger gesagt werden könnte.

Im gleichen Erscheinungsjahr wie die „Poesie des aufgegebenen Worts“ erschien von Knut Wenzel auch „Die Wucht des Undarstellbaren: Bildkulturen des Christentums“ (bei Herder) – auch dies offenbar ein Ausweis der grundlegenden Annahme Wenzels, dass der religiöse Diskurs eine Neubeschreibung der Welt ist, welche als der künstlerischen Weltaneignung verwandt betrachtet werden kann, eine These, die der Autor bereits 2008 in „Glaube in Vermittlung. Theologische Hermeneutik nach Paul Ricoeur“ herausgearbeitet hat. Gerade das poetisch geformte Wort hält demnach für die erweiterte Theologie die genuine Aufgabe der Gottsuche im Logos bereit, bei der diese es zugleich aufgeben muss, die „Worte des Lebens“ axiomatisch einzubetonieren.

Die Weiterungen einer in diesem Sinne entfesselten Theologie können, wie Wenzel demonstriert, furios sein, so dass man ihr Ungenauigkeiten nachsieht, wie etwa jene, Friedrich Nietzsche habe „immer gegen das Tragische gekämpft“ (166), welches dieser aber doch in einem auf den Existenzialismus schon vorausweisenden Sinne angenommen und philosophisch veredelt hat. Gelegentlich unpräzise Formulierungen oder philologisch Fragwürdiges im Detail stehen dem grundsätzlichen Erkenntnisgewinn nicht im Wege. Zudem: Die von Wenzel in seinen jüngsten Werken praktizierte Erweiterung des Theologie-Verständnisses und der Glaubensvermittlung sind bitter nötig. Es ist ihm zu wünschen, dass seine jüngsten Werke breite Rezeption erfahren und auf ihrer Grundlage eine wieder verständlichere und wirksamere Reformulierung des christlichen Menschen- und Gottesbildes möglich wird. Es wäre vorstellbar, dass die traditionellen Ikonen durch solche theologischen Kaleidoskope wieder neu betrachtet und beleuchtet würden, auch wenn der erste Eindruck sie als gebrochen erscheinen ließe.

Rita Anna Tüpper

Theo Buck

Géricaults „Floss der Medusa“ 1819 - 2019
Entstehung – Wirkung – Rezeption

Würzburg: Königshausen & Neumann Verlag, 2019

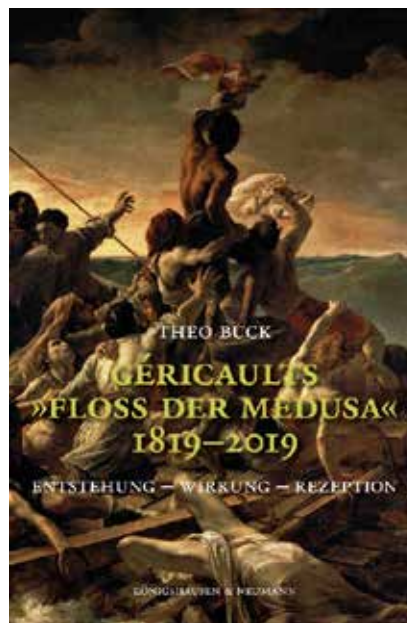
116 Seiten m. farb. Abb.

22,80 €

ISBN 978-3-8260-6732-7

Die angesichts von sinkenden Flüchtlingsbooten im Mittelmeer dramatische Aktualität von Géricaults Bildmotiv Floss der Medusa veranlasst Theo Buck, Professor für Neuere Deutsche Literatur, sich mit dem Künstler und dessen Bildmotiv zu befassen. Nicht nur die Entstehungsgeschichte des Werkes ist detailliert beschrieben, auch dessen Einfluss auf die Gegenwartskunst wird mit zahlreichen Abbildungen belegt. Die Wiederaufnahme von Géricaults Gemälde im aktuellen künstlerischen Dialog wirft die Frage auf: Was vermögen die „Schönen Künste“ im ungeschönten Diskurs mit der gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Realität? Diese Frage zieht sich leitmotivisch durch Bucks Schrift im Rückgriff auf Peter Weiss' Roman Die Ästhetik des Widerstands (1975).

Weit mehr noch als die Biographie des allzu früh verstorbenen Malers (1791-1824) und seiner kunsthistorischen Einordnung in die Übergangsphase zwischen Romantik und Realismus vermittelt Buck Einblick in die Psyche des Künstlers. Géricault wird vorgestellt als ein von Angst und Daseinsfragen getriebener Mensch, der auf gesellschaftspolitische Missstände sensibel reagierte. Als Seismograph seiner Zeit suchte er nach genuiner Ausdrucksform und einem passenden Bildsujet, das seinen erlebten historischen Lebenskontext spiegelte. Zurückgreifend auf den Bericht der beiden Überlebenden Savigny und Corréard über die Schiffskatastrophe der Medusa schien der Maler sein künstlerisches Lebensthema gefunden zu haben. Die Fregatte Medusa wurde 1816 nach Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie von Ludwig XVIII. ausgesandt,



um die nach Napoleons Desaster von Trafalgar verlorene Kolonie Senegal aus der Verwaltung Großbritanniens zurückzuerhalten. Das Schiff unter der unfähigen Leitung eines von der neuen royalistischen Regierung favorisierten Kommandeurs lief vierzig Seemeilen vor Afrika auf Grund; von 147 Schiffbrüchigen blieben nur fünfzehn am Leben. Das Dasein auf dem Floß wurde zum Menetekel einer in einer Extremsituation aller Menschlichkeit beraubten Gesellschaft; es herrschte das Gesetz des Stärkeren, wer verletzt oder zu schwach war, wurde über Bord geworfen. Da das Floß zwölf Tage auf dem Meer trieb, schreckten die Hungernden auch nicht vor Kannibalismus zurück.

Géricault verpflichtete sich bei der Bildgestaltung eines barbarischen Überlebenskampfes auf sinkendem Floß einem brutalen Realismus, der gänzlich mit der heroisierenden Historienmalerei im Dienste feudaler Herrschaft brach. Kunst, so sein Anspruch, sollte künftig nicht mehr politischen Propagandazwecken dienen. Das sinkende französische Schiff Medusa verstand er als Metapher für ein untergehendes Frankreich nach gescheiterter Revolution, nach überwunden geglaubter napoleonischer Ära und der wenig verheißungsvollen Restitution bourbonischer Monarchie. Buck lässt den Leser mitverfolgen, wie unter dem Postulat einer Ästhetik des Widerstandes Géricaults Kunstschaffen als persönliche Passion gelebt wurde. In einem eigens für das fünfunddreißig Quadratmeter große Gemälde angemieteten Atelier hatte sich der Maler beim Gestaltungsprozess den Existenzkampf der Schiffbrüchigen sprichwörtlich „einverleibt“. Für Géricault gab es zwischen Künstler und Dargestelltem keine rettende Distanz, die wurde von ihm auch nicht für künftige Bildbetrachter vorgesehen. Allein durch die Großflächigkeit des Werks sollten Davorstehende „sehenden Auges“ in die sich auf dem untergehenden Floß abspielende menschliche Tragödie hineingezogen werden – so als befänden sich die Betrachtenden selbst dahinvegetierend zwischen den von Hunger und Durst Ausgezehrten oder als bäumten sie sich ein letztes Mal mit den verzweifelt Hoffenden auf, um ein fern am Horizont erscheinendes Schiff herbeizuwinken. Buck präsentiert eine Auswahl von Abbildungen zu Vorskizzen, für die der Maler sowohl auf lebende wie auch aus der Anatomie stammende Modelle zurückgriff.

In dem Kapitel zur Rezeption von Géricaults Werk bis in die gegenwärtige Literatur und Bildende Kunst wird anschaulich dokumentiert, was gestalterische Wiederaufnahme und Neuinterpretation zu initiieren vermag. Spannend ist es, den von Buck aufgezeigten künstlerischen Spuren Géricaults in den abgebildeten zeitgenössischen Werken von Karl Rössing, John Connell, Martin Kippenberger, Jason deCaires Taylor und Banksy zu folgen. Die ausgesuchten Bildbeispiele von Gegenwartskünstlern belegen, wie im Dialog mit Géricaults Bildmotiv ästhetischer Widerstand realisiert werden kann. Dessen Nachfolge anzutreten bedeutet für Kunstschaffende schonungslose Selbstpreisgabe beim performativen Prozess des Gestaltens, Verwundbarkeit auszuhalten, um Opfer von Inhumanität unübersehbar sichtbar zu machen. Insofern ist das Buch von Theo Buck ein sehr lesenswertes Dokument über Kunst als widerständige Ausdrucksform.

Marie-Luise Reis

Jens Balzer

Pop und Populismus
Über Verantwortung in der Musik

Hamburg: Edition Körber. 2019

206 Seiten

17,00 €

ISBN 978-3-896848-272-5

Der Titel des Buches des Journalisten Kolumnisten Jens Balzer verspricht mehr, als das Werk letztlich halten kann, nämlich eine Auseinandersetzung mit dem Modethema „Populismus“, worunter er die Polarisierung unserer gegenwärtigen Gesellschaft fasst (12). Stattdessen haben wir es mit einem Großessay zu tun, der gelegentlich so wirkt, als seien verschiedene Kolumnen zu einem Buch zusammengefügt worden. Ihr verbindendes Thema: Popmusik, hier nicht verstanden im Sinne eines Genres, sondern schlicht im Sinne populärer, aktueller Musik. Das heißt, es dreht sich einmal um deutschen Hip-Hop und die Echoverleihung, um Heimatrockers wie Andreas Gabalier oder Frei.Wild und auch um die britische Band Planingtorock, bei der man sich wird fragen dürfen, ob sie zum beschriebenen Genre gehört. Inhaltlich lässt sich der Autor auf kein einheitliches Thema festlegen: Antisemitismus, Gewalt, Homophobie, Misogynie und „identitäre Rückvergewisserung“. Unwillkürlich fragt der Leser nach den Auswahlkriterien, denn weder ist die Konzentration auf die deutsche Situation und die Aufmerksamkeit der Presse ein solches noch die Themen an sich; zudem fehlt eine Reihe namhafter Bands wie Rammstein.



Die gleiche Anfrage an die Kriteriologie gilt für die laut Balzer evidenten Analogien zwischen politischem und musikalischem „Populismus“. Er beginnt mit dem medialen Skandal um die Verleihung des Echo an die Rapper Kollegah und Farid Bang für das meistverkaufte deutsche HipHop-Album des Jahres 2018, ein Skandal, der letztlich u.a. zum Ende des Musikpreises führte. Der Vorwurf gegen die beiden Rapper lautete auf Verwendung einer antisemitischen, rassistischen, sexistischen und gewaltverherrlichenden Sprache. Balzer beobachtet ausgehend von den beiden Vertretern innerhalb der gesamten deutschsprachigen Hip-Hop-Szene einen rhetorischen Dreischritt aus Grenzüberschreitung, Relativierung und Selbstviktimsierung, den er als Strategie des politischen Populismus ausmacht.

Der Rezensent hält es allerdings für leicht fahrlässig, eine solche nur sehr schwach ausgeprägte strukturelle Analogie derart zu überdehnen und von „populistische[m] Pop“ zu schreiben (34). Auch an zahlreichen anderen Stellen erschließt sich die Systematik Balzers nicht: So wirft er dem Rapper Fler das Kokettieren mit nationalsozialistischer Symbolik vor, als Belege dienen ihm die Verwendung der Farben Schwarz-Rot-Gold und der Druck seines Namens auf einem Album in Fraktur (40). Solche und ähnliche Äußerungen, etwa von Bushido, bildeten laut Balzer zu Anfang des Jahrtausends „ein Laboratorium der politischen Unkorrektheit von rechts“, einen Freiraum für reaktionäre Fantasien (46). Die Rapper dieser Jahre, so adaptiert Balzer eine für die US-amerikanische Szene entworfene Theorie, hätten sich als „nützliche Idioten eines neuen reaktionären Mainstreams“ erwiesen (50). In diesem Stil folgen weitere Kapitel über die Themen Antisemitismus, sexualisierte Gewalt und die politische Ambivalenz des Heimatrocks (Stichwort „Identität“). Völlig aus dem Rahmen fällt das Kapitel über die Gruppe Feine Sahne Fischfilet, für die plötzlich das Kriterium der „Kunsthierarchie“ herhalten muss, ihren Kritikern hingegen der „strategische Gebrauch von Ambivalenzen“ vorgeworfen wird (119-136).

Jens Balzers Buch ist nicht im eigentlichen Sinn „falsch“, doch die vielen kleinen und großen Empörungen verhindern eine durchdachte systematische Analyse der unbestreitbar kritischen Phänomene, die er aufzählt. Der Blick darauf, dass Sprache Wirklichkeiten schafft und die Wirklichkeit verändert, gilt natürlich nicht nur für die populäre Musik – aber aus dieser Beobachtung auf direktem Wege eine Analogie zwischen Pop und Populismus abzuleiten, ist dann doch gedanklich in dieser Kürze etwas schlicht. Balzers Forderung: Eine wache Gesellschaft und ein kritischer Blick auf die populäre Musik durch Politik und Gesellschaft. Das ist ebenso fundamental wie banal, aber aus dem Mund des Autors Balzer keineswegs trivial. Derselbe Autor, der sich in seinem Buch über Gewalt u.ä. in der Musik echauffiert, plädiert zugleich im politischen Feuilleton des Deutschlandfunks (31.10.2019) für den Hass auf die Menschen, „die bestimmen wollen, wer mehr und wer weniger wert ist“. Hass als Antwort? Hier scheint mir genauso viel Aufmerksamkeit gefordert (als Lesetipp: Carolin Emcke, Gegen des Hass). Das Thema ist wegen des Verbreitungsgrades der besprochenen Musik auf jeden Fall die Aufmerksamkeit wert, Balzer Methodik aber wird ihm nicht gerecht.

Andreas Matena

Gebete der Menschheit

*Ausgewählt, erläutert und mit einem Nachwort von
Christian Lehnert
Mit Bildern von Michael Triegel*

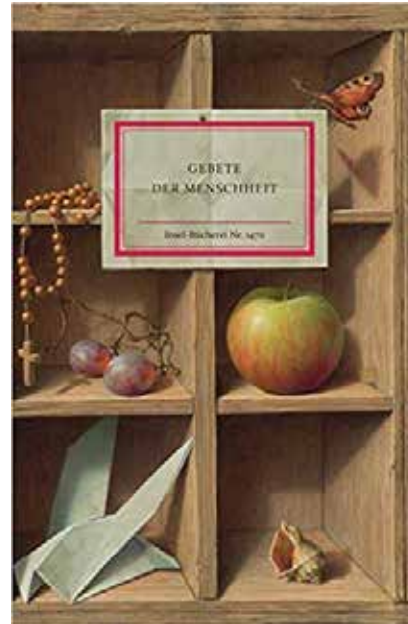
Berlin: Insel Verlag, 2019

143 Seiten m. farb. Abb.

15,00 €

ISBN 978-3-458-19470-5

Philosophie und Theologie reden über Gott, das Gebet zu Gott. Es ist ein Vollzug – alleine im persönlichen Gebet oder gemeinsam in der Liturgie. Das weiß der evangelische Theologe, Librettist und preisgekrönte Lyriker Christian Lehnert, dessen Sammlung „Gebete der Menschheit“ in keinem theologischen Verlag, sondern in der bibliophilen „Insel-Bücherei“ erschienen ist. Ihm geht es um den „semantischen Raum“ bzw. den „Biotop“ (127), in dem das Gebet seinen Ort hat, sowie um seine Nähe zum Gedicht, sind doch „beide an der Grenze der vertrauten Sprache unterwegs und erkunde[n] Räume, wo die Worte noch fehlen“ (128f). In zehn Abschnitte gliedert Lehnert seine ebenso subjektive wie anregende Auswahl von 60 Gebeten aus unterschiedlichen Kulturen, Religionen und Zeiten (9-101); hinzu kommen als Verständnishilfen informative, (etwas zu) knappe Anmerkungen (103-122) und ein lesenswertes Nachwort (123-135), dessen Titel „Gehe hinüber“ das Programm der Gebetsammlung bezeichnet. Einige subjektive und ein wenig systematisierte Leseindrücke, die vielleicht nicht nur für den Rezensenten von Interesse sind, werden im Weiteren genannt.



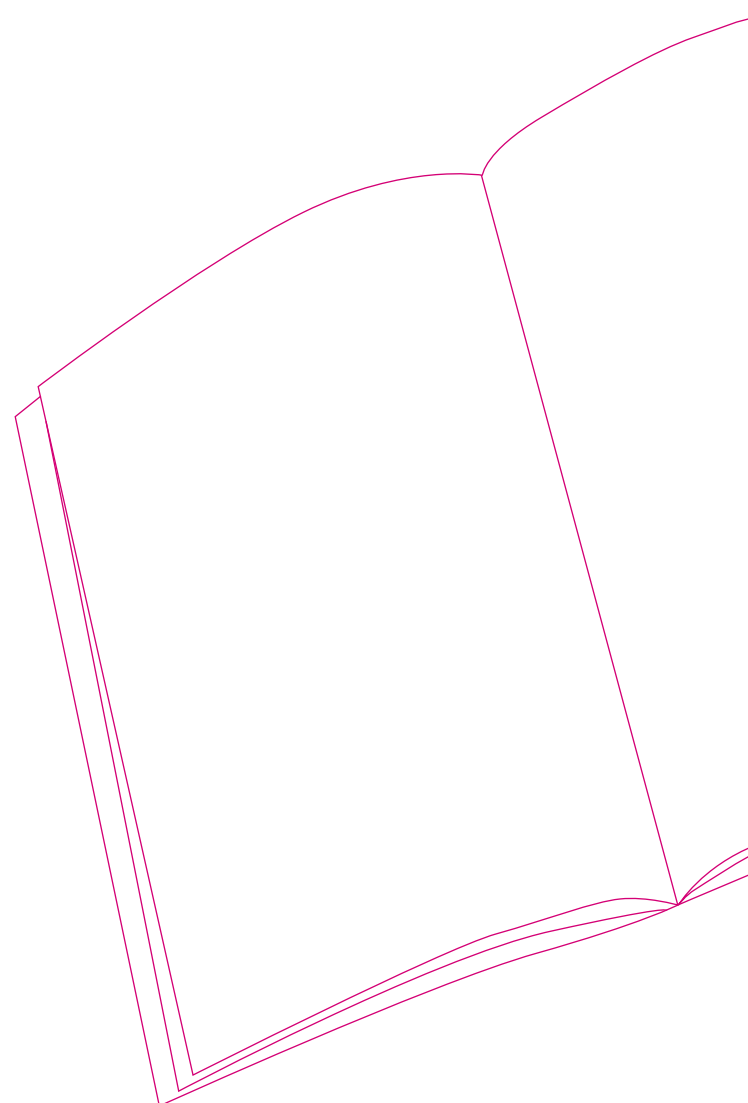
Czeslaw Milosz sieht im Gebet eine „samtene Brücke“ (13). Da ist der Beter, der um die richtigen Worte ringt – wie etwa Paulus „... wir wissen nicht, / was wir beten sollen, / wie sich's gebührt ...“ (14 [Röm 8,26]) – oder – wie Fénelon „Lehre mich beten, / bete du in mir“ (77) – um die richtigen Worte bittet. Denn der wahre Name des Adressaten, so Laudse, ist verborgen: „nennbar der name / doch nicht der ewige name“ (23), weshalb alles Sprechen vorläufig bleibt; im „Gesang vom Urgrund“ der Upanischaden heißt es: „Was Sprache nicht benennen kann, / Doch was das Sprechen sprechen läßt, / Nur das, so wisse, ist der Urgrund, / Nicht das, dem man hier huldigt.“ (43) Das Transzendente, auf das die Gebete dieser Sammlung abzielen, ist kein „lieber“ Eiapopeia-Gott, und der Weg, auf den sich die Beter einlassen, bleibt ohne Geländer.

Franziskus betet: „... kein Mensch ist würdig, dich zu benennen“ (18), um im gleichen „Sonnengesang“ die göttliche Schöpfung in ihrer Ordnung und Schönheit zu preisen. Beter bitten – wie in der ersten Sure des Korans – um „den richtigen Weg“ (66) oder – wie im „Wessobrunner Schöpfungsgebet“ – um „... rechten Glauben / und guten Willen Weisheit Klugheit und Kraft, / den Teufeln zu widerstehen und Böses zu meiden ...“ (16), weil sie – wie Fénelon – wissen: „Du siehst, was ich brauche und nicht erkenne.“ (77)

In Paul Gerhards „Weihnachtslied“ weiß sich der Beter immer schon von Gott erwählt. „Da ich noch nicht geboren war, / Da bist du mir geboren / Und hast mich dir zu eigen gar, / Eh ich dich kann, erkoren.“ (52) Freilich gibt es auch die gegenteilige Erfahrung der Gottesverlassenheit, die der Mystiker Symeon ins Gebet bringt: „Komm, der du mich abgesondert und einsam auf Erden gemacht hast.“ (86) Beeindruckend ist auch das Gedicht „Brevier“ von Zbigniew Herbert, der sein als unvollendet erfahrenes Leben vor Gott bringt (94).

Nicht zu vergessen sind die acht farbigen, höchst kunstfertigen Bilder von Michael Triegel, die bei allem Realismus so viele Fragen aufwerfen, dass sie ihren Realismus wieder aufgeben. Gebete und Bilder laufen auf die Zeilen von Angelus Silesius hinaus, die Christian Lehnert an das Ende seiner Sammlung gestellt hat: „Freund, es ist auch genug. Im Fall du mehr willst lesen, / So geh und werde selbst die Schrift und selbst das Wesen.“ (101) Mehr bleibt nicht zu sagen.

Thomas Menges



Dialektik

Basis-Bibliothek

Segen der Kirche?

Technologie

Ende der Zukunft

Philosophie / Ethik

Glaube

Rationalität

Religionsfreiheit

Regulierung

Atheismus

Richard Dawkins

Atheismus für Anfänger

Warum wir Gott für ein sinnerfülltes Leben nicht brauchen

Aus dem Englischen von Sebastian Vogel

Berlin: Ullstein Verlag, 2019

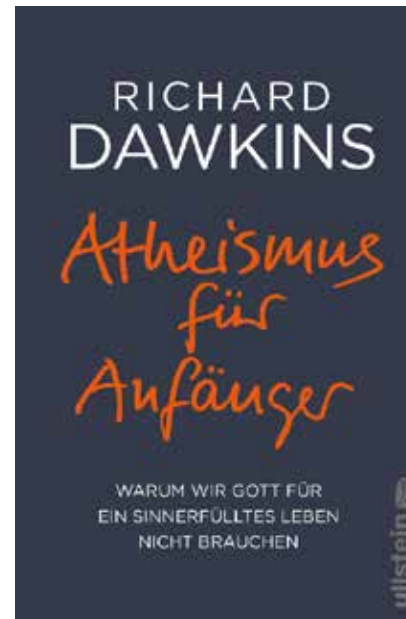
320 Seiten m. Abb.

18,00 €

ISBN 978-3-550-20004-1

Es gilt, ein weiteres Buch des inzwischen emeritierten Evolutionsbiologen Richard Dawkins anzuzeigen. Bereits in seinem vielverkauften Buch „Der Gotteswahn“ (dt. 2007) hatte Dawkins auf die „religiöse Indoktrination“ von Kindern hingewiesen, die er bis zu einem gewissen Alter als entscheidungsunfähig darstellt und die religiöse Unterweisung daher sogar analog zur „Kindesmisshandlung“ gesetzt. An genau dieser Stelle schließt sein 2019 im Ullstein Verlag erschienenes Buch „Atheismus für Anfänger“ an, dessen englischer Titel deutlich prägnanter ist: „Outgrowing God. A Beginner’s Guide“, eine Anleitung also, Gott zu entwachsen. Dawkins’ Zielgruppe sind nicht „Anfänger“, sondern Jugendliche, die anfangen sollen, atheistisch zu denken. Der vermutete junge Leser wird entsprechend konsequent geduzt. Also eine Anleitung zum Gottlos-Glücklich-Werden für Jugendliche auf über 300 Seiten?

Dieses Anliegen erscheint ebenso optimistisch wie ambitioniert, auch wenn die Sprache einfach ist und Erinnerungsstützen den besprochenen Inhalt immer wieder ins Gedächtnis rufen. Inhaltlich kommt diese „Jugendausgabe des Gotteswahns“ wenig überraschend daher, man ist geneigt, an eine aufbereitete Ausgabe des Gotteswahns in „Leichter Sprache“ zu denken. „Atheismus für Anfänger“ enthält zwei große Blöcke, unterteilt in jeweils sechs Kapitel mit teils plakativen, teils rätselhaften Titeln, die inhaltlich nicht stringent aufgebaut, dafür aber von zahlreichen Invektiven gegen Glaubende durchzogen sind. Wollte man dennoch jeweils eine kurze Inhaltsangabe versuchen, bestünde der erste Block aus einer Abrechnung mit der Religion. Überwiegend ist es natürlich das Christentum, auf das sich der ehemalige Anglikaner Dawkins bezieht,



doch auch Judentum und Islam werden angesprochen. Der Block enthält Stellungnahmen zu Fragen von Mono-, Poly-, Pan- und Atheismus (Kap. 1), zur „Wahrheit“ kanonisch-biblischer und apokrypher Schriften (Kap. 2) sowie der Entstehung und dem Sinn mythischer Erzählungen (Kap. 3). Des Weiteren rechnet Dawkins mit den gewalttätigen Aspekten in den biblischen Schriften ab (Kap. 4) und entlarvt die ethischen Aspekte der Religion als Resultat purer Angst vor einem strafenden Gott (Kap. 5). Das sechste Kapitel stellt ein Scharnier zwischen dem ersten und zweiten Block dar, indem es sich mit der Evolution derjenigen Werte beschäftigt, die wir heute als „gut“ bezeichnen. Der eigentliche zweite Block beginnt mit der Komplexität natürlicher Phänomene

(Kap. 7) und arbeitet sich dann vor zu einer Auseinandersetzung zwischen Darwin'scher Evolutionstheorie und dem Uhrmachergleichnis von William Paley (Kap. 8), dem Prinzip der Selbstmontage in der Natur (Kap. 9) sowie der DNA als Serie von Anweisungen zum Aufbau von Organismen (Kap. 10). Im elften Kapitel versucht Dawkins dann schließlich, die Rolle der Religiosität innerhalb seines solchermaßen vorbereiteten Kosmos auszudeuten: Religion erscheint ihm als temporärer, evolutionärer Vorteil, der den Menschen mit den Unsicherheiten des Lebens besser zurechtkommen lässt – der es aber zum richtigen Zeitpunkt zu entwachsen gilt. Dieses Entwachsen gilt für die Menschheit als Ganze, aber an dieser Stelle vor allem den jugendlichen Lesern. Mit seiner Nebenprodukt-Theorie erklärt Dawkins den Ursprung der Ethik als „gewissen darwinistischen Druck, sich nett zu verhalten“. Abschließend plädiert er dann folgerichtig gegenüber seiner Zielgruppe, mutig zu sein, erwachsen zu werden und sich von der Vorstellung Gottes zu emanzipieren (Kap. 12).

Dawkins' „Gotteswahn“ haben zahlreiche Theologen seinerzeit zum Anlass genommen, sich mit diesen anti-theistischen Argumentationslinien auseinanderzusetzen. Das neue Werk zeigt, wie wenig Erfolg solchen Versuchen offenbar beschieden ist. Wieder einmal errichtet der Autor seinen altbekannten Popanz, basierend auf einem Christentumsverständnis des 19. Jahrhunderts, der längst überwunden zu sein schien. Dawkins entdeckt ihn dennoch in christlichen Splitter- und Sondergruppen in den USA, die er dann einfach nur noch mit „dem“ Christentum identifizieren muss. Die Form der Aufklärung, die Dawkins entsprechend verrichten zu müssen glaubt, haben Theologie, Religion- und Geschichtswissenschaft bereits seit langem selbst geleistet, und das deutlich differenzierter. So läuft die Selbstinszenierung von Dawkins als naturalistischer Aufklärer wieder einmal völlig ins Leere und eine Widerlegung seiner „Thesen“ wie eine Aufzählung all der kleinen und großen Fehler wäre für den Rezensenten wie für den Leser nur ermüdend. Ob das Buch dennoch verwendbar ist, etwa als Muster für die Argumentation eines zeitgenössischen, recht vulgären Atheismus, bliebe zu überlegen. Wer sich mit Atheismus beschäftigt, dem sei geraten, weiterhin auf die Klassiker bis hin zum Wiener Kreis zurückzugreifen.

Andreas Matena

Tim Crane

Die Bedeutung des Glaubens

Religion aus der Sicht eines Atheisten

Aus dem Englischen von Eva Gilmer

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2019

188 Seiten

22,00 €

ISBN 987-3-518-58739-3

„Gott – eine überholte kosmologische Hypothese“, „religiöse Überzeugungen – nicht nur falsch, sondern irrational“ oder „Religion – die Hauptursache für Leid und Gewalt in der Welt“ sind zentrale Thesen des Neuen Atheismus. Mit diesem Terminus bezeichnet der Verfasser religionskritische Autoren wie Richard Dawkins (*1941), Daniel Dennett (*1942), A.C. Grayling (*1949), Christopher Hitchens (1949-2011) oder Sam Harris (*1967) und stellt fest, dass deren Darlegungen wenig Zustimmung, aber vehemente Kritik gefunden haben. Sind religiöse Menschen tatsächlich so verblendet, dass sie Argumenten nicht zugänglich sind, oder ist vielleicht die ganze Argumentation schief? Letzteres ist die Überzeugung des britischen Philosophen und dezidierten Atheisten Tim Crane (*1962) und das liege vor allem daran, dass das vom Neuen Atheismus unterstellte Bild von Religion und Glaube nicht dem Selbstverständnis gläubiger Menschen gerecht werde. Aus dieser Einsicht zieht er die bereits in Titel und Untertitel formulierte zweifache Konsequenz, erstens „Religion aus der Sicht eines Atheisten“, d.h. methodisch unter Ausklammerung der Wahrheitsfrage aus einer Außenperspektive zu betrachten, und zweitens die „Bedeutung des Glaubens“ „vom Standpunkt derjenigen zu verstehen, die [diesen] praktizieren“ (54f); damit soll eine wichtige Grundlage für ein Gespräch mit sich religiös verstehenden Menschen gelegt werden. Terminologisch ist anzumerken, dass Crane die Ausdrücke Glauben, Religion und religiöser Standpunkt meist synonym gebraucht; wenn er auf eine konkrete Religion Bezug nimmt, ist zumeist vom Christentum, gelegentlich vom Judentum die Rede.



„Religion“, so Cranes etwas umständliche Definition, „ist ein systematischer und praktischer Versuch, den Menschen unternehmen, um Sinn und Bedeutung in der Welt und ihren Platz in dieser zu finden, und zwar in Form einer Beziehung zu etwas Transzendente.“ (17) Mit dem „systematischen“ Aspekt meint der Philosoph die mit einer konkreten Religion verbundenen Vorstellungen und Lehren. Hinzu kommen zwei weitere Aspekte, die er als „religiösen Impuls“ (43-80) und „Identifikation“ (81-112) bezeichnet und denen seine besondere Aufmerksamkeit gilt.

Im Anschluss an William James versteht der Verfasser unter „religiösem Impuls“ erstens den Glauben an die Existenz einer unsichtbaren normativen Ordnung, die in den monotheistischen Religionen als „Gott“ bezeichnet wird, und zweitens die an die Gläubigen gerichtete Aufforderung, ein Leben gemäß dieser Ordnung bzw. nach dem Willen Gottes, der niemals „vollumfänglich begriffen werden [kann]“ (61), zu führen. Also haben das Leben und die Welt im Ganzen einen Sinn. Genau diese Überzeugung wird von Atheisten negiert: Es gibt keine transzendente Ordnung und es gibt keinen Gott. Folglich haben das Leben und die Welt im strengen Sinn auch keinen Sinn – was, so die Auffassung des Verfassers, anders wäre, wenn Gott existieren würde (52).

Auf diesem gedanklichen Hintergrund wird Cranes Kritik an einem zentralen Punkt des Neuen Atheismus plausibel. Ja, der Glaube an eine unsichtbare Ordnung bzw. an Gott enthält ein „kosmologisches Element“ (59) – aber Gott kann weder als eine kosmologische Superintelligenz noch als eine wissenschaftliche Hypothese angemessen verstanden werden. Wer religiösen Glauben wirklich verstehen will, der muss vielmehr an dem grundlegenden Unterschied zwischen der religiösen Suche nach Sinn und der wissenschaftlichen Suche nach Erkenntnis festhalten (75, 79).

Den religiösen Glauben charakterisiert nicht nur der „religiöse Impuls“, sondern auch die „Identifikation“ mit einer Gruppe: Zum Glauben gehören verbindliche Riten, die eine Verbindung zur Tradition und zur transzendenten Ordnung bzw. Gott herstellen. Und es ist „absolut zentral für religiösen Glauben“ (97), dass diese Riten in einer Gemeinschaft wie der Kirche vollzogen werden und solchermaßen

religiöse Identität stiften. In diesem Kontext weist Crane die neuatheistische Kritik, religiöse Erziehung sei Kindesmissbrauch, zurück: Für gläubige wie ungläubige Menschen ist die Zugehörigkeit zu Gruppen wesentlich und die religiöse Erziehung von Kindern in der Familie „eine Einschränkung ihrer Freiheit, die analog zu all jenen Restriktionen ist, die es in familiären Beziehungen gibt“ (96).

Die Verbindung von „religiösem Impuls“ und „Identifikation“ wird durch die „Idee des Heiligen“ und der damit verbundenen Unterscheidung von sakral und profan gestiftet. Heilige Gebäude oder heilige Schriften gehören zur empirischen Welt und verweisen zugleich auf eine unsichtbare Ordnung; sie formen die Mitglieder einer Religion zu einer Einheit.

Vertreter des Neuen Atheismus halten religiöse Überzeugungen für irrational und darüber hinaus für gefährlich, weil zwischen Aberglauben und Gewalt ein enger Zusammenhang bestehe. Beidem widerspricht Crane. Lässt sich erstens je nachweisen, dass der Glaube an eine transzendente Wirklichkeit „niemals auf gutem Begründen oder guten Gründen beruhen [kann]“ (145)? Und ist zweitens der Optimismus, eine Welt ohne Religionen sei eine bessere Welt, nicht längst durch die Gewaltexzesse nicht-religiöser Systeme des 20. Jahrhundert widerlegt? Eine mögliche Ursache religiöser Gewalt sieht der Verfasser in der mit der „Identifikation“ einhergehenden „Aufteilung der Menschheit in exklusive Gruppen“ (97) – was aber keinen eindeutigen Zusammenhang von religiösen Glauben und Gewalt konstituiert, zumal die meisten religiösen Menschen Gewalt im Namen der Religion ablehnen.

Weil religiöse Toleranz zur Relativierung von Wahrheit und zu einem laschen Respekt führe, wird sie von manchen Neuatheisten abgelehnt. Nun ist in nächster Zukunft nicht zu erwarten, dass die Religion, zu der sich der weitaus größte Teil der Menschheit bekennt, oder der Säkularismus verschwinden werden – weshalb sich Crane für Toleranz stark macht. Unterschiedliche Weltsichten des friedlichen Zusammenlebens wegen zu tolerieren heißt ja nicht, dass die Wahrheit selbst relativ ist. Und eine religiöse Überzeugung zu tolerieren heißt nicht – so seine These – sie zu respektieren, sondern sie abzulehnen und zu missbilligen; Respekt verdient allein das moralische Subjekt, das sie äußert.

Tim Cranes „philosophische Untersuchung“ (141), die schon 2017 bei der Harvard University Press erschien, ist ein beachtenswerter Beitrag zu einer dringend erforderlichen Neuaufstellung des Atheismus. Sie liest sich über weite Strecken wie eine Verteidigung der „Bedeutung des Glaubens“ gegen seine neuatheistischen Verächter; in der Beschreibung des „religiösen Impulses“ und der „Identifikation“ kann man sich als Christ durchaus wiederfinden. Wichtig scheint dem Rezensenten der eher nebenbei geäußerte Gedanke, Religion lasse sich nicht durch die Reduktion auf andere Phänomene wegerklären (154). Genau das aber hat, nicht weiter erwähnt, die neuzeitliche Religionskritik im Gefolge von Ludwig Feuerbach praktiziert. Der Atheist Crane hingegen sieht im religiösen Glauben ein Phänomen sui generis!

Mit seinen Ausführungen hat er eine tragfähige Grundlage für einen fruchtbaren Dialog mit religiösen Positionen gelegt, jedoch nur den ersten Teil seiner Arbeit erledigt. Denn noch fehlt eine systematische Ausarbeitung der religionskritischen Einwände – zumal Crane behauptet, dass viele atheistischen Argumente „plausibel und manche unwiderleglich [seien]“ (41). Außerdem fehlt eine Begründung der eigenen atheistischen Position: Wenn er beteuert, dass die Welt ohne Sinn ist, macht er eine Aussage über die Wirklichkeit im Ganzen, also eine metaphysische Aussage. Und wenn er die gegenteilige religiöse Auffassung für falsch hält, wirft er die bislang ausgeklammerte Frage nach der Wahrheit der sich widersprechenden Überzeugungen auf. Dem lesens- und nachdenkenswertem Buch müsste also ein weiteres folgen!

Thomas Menges

Romy Jaster / Peter Schulte (Hg.)

Glaube und Rationalität

Gibt es gute Gründe für den (A)theismus?

Paderborn: mentis Verlag, 2019

203 Seiten

59,00 €

ISBN 978-3-95743-143-1

Schon der Titel dieser Sammlung von Aufsätzen weist darauf hin, dass Glaube und Rationalität nicht einfach konträre Begriffe sind, sondern, dass Glaube mit der Vernunft gemäßen Mitteln zu betrachten ist. Aus den Texten wird ersichtlich, dass hier eine schon fortgeschrittene Diskussion um die Thematik Theismus – Atheismus fortgeführt wird, in der bereits Thesen und Repliken ausgetauscht wurden. Die Fragestellung wird in der Einleitung dahingehend präzisiert, dass der Begriff „Glaube“ als Zustimmung zu dem Satz „Gott existiert“ und erläuternd „Gott“ als „Höheres Wesen“ verstanden wird, das mit den Bestimmungen „allmächtig, allwissend und allgütig“ ausgestattet ist.

Der Bezugsrahmen und der Anlass der vorliegenden Diskussion sind die Ausführungen Ansgar Beckermanns in seinem Buch „Glaube“, die er im ersten Artikel selbst noch einmal zusammenfasst. Auf ihn beziehen sich die einzelnen Autoren und am Ende kommt Beckermann selbst in einer Stellungnahme zu Wort.

Beckermann, der Glauben nicht für rational begründbar hält, führt in seinem „nüchternen Blick auf die Welt“ vor allem zwei Kernargumente an: (1) das Fehlen empirischer Belege, etwa die nicht nachgewiesene Wirksamkeit von Gebeten oder einer Christophorusplakette, und (2) die Tatsache von (grausamem) Leid. Auf diese Punkte wird auch in den Artikeln Bezug genommen.



Mit der Theodizeeproblematik beschäftigen sich vor allem Katherine Dormandy und Peter Schulte. Dormandy bemüht sich mit Mitteln der Stochastik zu erweisen, dass die Wahrscheinlichkeit der Existenz Gottes unter der Bedingung, dass es grausames Leid gibt, nicht so gering ist, dass der Theismus von einer naturalistischen Position leicht abgewiesen werden könnte. Schulte argumentiert gegen den Theismus damit, dass er einerseits feststellt, dass es Menschen gibt, die ein schlechtes Leben haben („Unglücksraben“), und andererseits die moralische Zulässigkeit bestreitet, dass Gott Unglücksraben erschafft, auch wenn andere dadurch ein gutes Leben haben könnten.

Herman Philipse ist der Auffassung, dass gebildete Menschen ihre religiösen Überzeugungen um der Wahrheit willen aufgeben sollten. Er begründet dies durch die Verschiedenheit und die daraus folgende Inkompatibilität von religiösen Auffassungen, die vor allem durch die Eingebundenheit in verschiedene Kulturen und geschichtliche Zusammenhänge zustande kommt. Als die „epistemische Quellen religiöser Überzeugungen“ macht er den Erhalt göttlicher Nachrichten aus, was dann wegen der Unvereinbarkeit religiöser Inhalte zum Widerspruch führt. Zur Verdeutlichung unterzieht er Paulus unter Zuhilfenahme der lukanischen Konversionserzählung einer psychiatrischen Begutachtung. Sein Verständnis des Christentums scheint dabei einzig der Betrachtung evangelikaler Kreise zu entspringen mit der Folge eines naiven Bibel- und Offenbarungsverständnisses.

Für die Existenz Gottes spricht nach Christian Weidemann die kosmische Feinabstimmung (*fine tuning*). Sie muss aufgrund ihrer Unwahrscheinlichkeit als eine erklärungsbedürftige Tatsache verstanden werden und damit als ein möglicher Beleg für Gottes Existenz gelten.

In seinem Beitrag plädiert Holm Tetens für ein „vernünftiges Verharren auf einer Metaphysik“, wobei er unter Metaphysik die Weltauffassung versteht, die jeder Erfahrung zugrunde liegt, die etwas als etwas rational verständlich macht. Winfried Löffler geht in eine ähnliche Richtung wie Tetens. Anhand der „Weltbildsätze zweiten Typs“ kann er aufzeigen, dass die Plausibilität sowohl theistischer als auch atheistischer Standpunkte auf nicht beweisbaren Prämissen beruht.

Die dominierende enge Begrifflichkeit, insbesondere von Vernunft und Erfahrung, wird von Franz von Kutschera aufgebrochen, indem er einen rein instrumentellen Charakter der Vernunft in Frage stellt und auf die Intentionalität jeder Erfahrung hinweist. Er kann somit den Begriff der religiösen Erfahrung durch den Verweischarakter auf eine „größere Wirklichkeit“ bestimmen, den Erfahrungen für das Subjekt besitzen können.

Auf das ganze Unternehmen bezogen erscheint mir schon die in der Einleitung präzierte Fragestellung problematisch. Zu leichtfertig werden theologische Begriffe, wie z. B. „Gott“ und „Offenbarung“, in philosophische übertragen und in ihrer Bedeutung dadurch verändert. Indem die wesentlichen Begriffe, besonders „Glaube“ und „Gott“, die ja Antworten auf existenzielle Fragen darstellen, in formelhafte Aussagen gefasst werden, wird ihr Bezug auf die zugrunde liegenden Fragestellungen übergegangen.

Dass die Bedeutsamkeit der Wirklichkeit für ihr Verständnis wesentlich ist und nicht bloß ihre Funktionalität, kommt meist ausschließlich im Hinblick auf das Leid zum Ausdruck und der fragwürdigen Forderung, dass der Glaube, um seiner Rechtfertigung willen, jedes Leid als zweckdienlich erweisen müsse. Bei aller logischen und formalen Akribie, die für den Leser eine Herausforderung darstellen, bleibt, meiner Ansicht nach, der Mensch in seiner Ausrichtung auf Sinn und die Erfahrung von Endlichkeit zu wenig berücksichtigt. Dieses Buch erfordert die Bereitschaft, sich auf eine formalisierte, logische und mathematisierte Darstellung einzulassen. Es ist eine anspruchsvolle Lektüre, die mich sehr zum Nachdenken angeregt hat.

Johannes Drescher

Jörg Phil Friedrich

Der plausible Gott

Welche Erfahrungen sprechen für die Existenz eines Gottes, und was kann man über diesen Gott sagen?

Freiburg/München: Karl Alber Verlag, 2019

206 Seiten

29,00 €

ISBN 978-3-495-49122-4

Der Unternehmer und Kolumnist Jörg Phil Friedrich (geboren 1965 in Wolgast, Studium der Physik, der Meteorologie und der Philosophie) befasst sich in diesem Buch mit der seit geraumer Zeit wieder vermehrt publizierten Gottesfrage aus nicht-theologischer und in diesem Fall explizit nicht-gläubiger Perspektive. Er will damit „vor allem für Toleranz werben“ (11) mit dem Argument, dass eine religiöse Weltsicht ebenso plausibel sei wie eine atheistische, ganz im Sinn von Kants erkenntnistheoretischem Grunddilemma (das allerdings an keiner Stelle erwähnt wird), dass die Existenz Gottes weder beweisbar noch widerlegbar sei. Dabei versteht der Verfasser sein Vorgehen weniger apologetisch, schon gar nicht in Bezug auf einen christlichen Gottesglauben, als vielmehr fragend. In den – lesenswerten, z.T. ausufernden – Anmerkungen heißt es: „Ich verteidige hier kein Gotteskonzept, das ich vorher schon gehabt habe, sondern gewinne aus dem Unvermögen des atheistisch-materialistischen Weltbildes ein solches Konzept.“ (171) In diesem Konzept wird nicht nur die Frage behandelt, wie plausibel es sei, an Gott zu glauben, sondern auch die, welcher Gott hierfür plausibel sei. Dabei wird Plausibilität zwischen Wissen und Meinen angesiedelt, als eine Überzeugung, die nachvollziehbar und konsistent begründet, aber nicht von allen geteilt werde. Friedrich bemerkt selbst, dass sich in ihm persönlich „in letzter Konsequenz und tief im Innern ... der Gottesglaube bisher nicht festsetzen“ (10) konnte.



In den vier Kapiteln zu den Themen Existenz, Geist, Naturgesetze und Ergründbarkeit Gottes finden sich verständlich erläuterte wesentliche Standards wissenschaftlicher Erkenntnistheorien wiedergegeben – mit Referenzen vornehmlich auf Merleau-Ponty, Heidegger, Wittgenstein und Feyerabend; Bezüge u.a. auf Herder, Peirce oder Husserl hingegen fehlen.

Das erste Kapitel beantwortet die erkenntnistheoretische Frage, inwiefern es gerechtfertigt sein kann, von der Existenz von etwas auszugehen, primär in der Tradition pragmatischer bzw. neopragmatischer Philosophien. Was bedeutet es, wenn wir beispielsweise sagen, es gibt Bäume, es gibt Gedanken, es gibt Organisationen, es gibt Zahlen, es gibt Romanfiguren, es gibt Naturgesetze? Gewöhnlich unterscheiden wir Dinge in Raum und Zeit von davon unabhängigen Sachverhalten. In beiden Fällen

kommt Friedrich in Übereinstimmung mit modernen naturwissenschaftlichen Konzepten – im Übrigen ohne Erwähnung der Weichenstellung Humes, der auch Hawking gefolgt ist – zu dem Schluss, dass es um jeweils bessere Erklärungen gehe, die sich für ein erfolgreiches Agieren „in der gemeinschaftlichen Praxis des Umgangs von Menschen mit ihrer Welt“ (67) bewährten. Entitäten materieller, immaterieller, kollektiver, mathematischer, fiktionaler oder theoretischer Art seien letztendlich innerhalb solcher Erklärungen unterstellte Gebilde, von deren Existenz auszugehen hilfreich sei, solange sich keine alternativen Erklärungen durchsetzen. Welche Gründe kann es unter dieser Voraussetzung dafür geben, „sich der Existenz eines Gottes gewiss zu sein“ (68) und der Existenz eines welchen Gottes?

Diesen Fragen widmet sich das zweite, umfangreichste Kapitel mit Blick auf die Fähigkeiten des menschlichen Geistes einerseits zu subjektivem Bewusstsein und andererseits zu übersteigender Selbsttranszendenz. Beides entzieht sich bis heute einer restlosen naturwissenschaftlichen Erklärung, wie sich beispielsweise im Dissens ausdifferenzierter dualistischer und monistischer Mind-body-Konzepte zeigt, auf die das Buch allerdings nicht eingeht. Vielmehr erläutert es anhand von Natur- und Gemeinschaftserleben die „Offenheit für die Wahrnehmung von Transzendenz“, in der Erfahrung des Angesprochen-Seins von und der Teilhabe an einem „unendlichen Geist, den wir hier Gott nennen“, worin sich Vorstellungen begründen, mit diesem göttlichen Geist „ins Gespräch kommen“ (104) zu können. Religiöser Glaube erscheint hier als ein in den geistigen Fähigkeiten der Menschen angelegtes Phänomen, für das es dann ebenso plausibel evolutionspsychologische Erklärungen geben kann, die Friedrich allerdings für nicht hinreichend hält. Dasselbe gilt nach seiner Auffassung für ästhetische und moralische Wahrnehmungen der Menschen oder für künstlerische Inspirationen, was an eine Romantik des Genius erinnert. Die Seele wird zu einer Form der Empfindsamkeit aus dieser geheimnisvollen geistigen Öffnung heraus.

Im erheblich kürzeren dritten Kapitel wird im Wesentlichen ausgeführt, dass und inwiefern zwischen Naturgesetzen und Schöpfung kein Widerspruch bestehen müsse. Denn einerseits erkläre eine Weltbetrachtung nach Gesetzmäßigkeiten nicht alles und andererseits dürfe zugleich ein Gott diese nicht infrage stellen. Damit folgt der Verfasser den Vorgaben Humes: Schöpfung ja, Wunder nein! Plausibel sei vielmehr, „dass Gott uns als Partner im Schöpfungsprozess anerkennt“ (144) in Freiheit, was technischen Fortschritt und Verantwortungs-bewusstsein einschließe. Das Fazit des fünften Kapitels lautet entsprechend: „Ein plausibler Gott möchte nicht angebetet und verehrt werden, er kann uns nicht vergeben, was wir anderen oder der Schöpfung angetan haben, und er kann niemand von uns dafür belohnen, ihm zum Ruhm zu handeln ... Schließlich gibt uns ein solcher Gott auch keine Hoffnung über unser endliches Leben hinaus ... Der Sinn meines Lebens muss ganz allein in diesem Leben gefunden werden, im Guten, das ich tue, im Wahren, das ich erkenne und teile, und im Schönen, das ich schaffe.“ (65f.)

Dieser pessimistisch anmutende Schluss fordert zur theologischen Auseinandersetzung heraus, weil er auf den ersten Blick einem biblischen Verständnis widerspricht. Er bewegt sich ganz offensichtlich in einer vom Deutschen Idealismus geprägten deistischen Tradition, die bis in die Radikalität einer Philosophie der Absurdität hineinführt, wie sie u.a. bei Camus begegnet, und von dem Überlegungen, wie sie Friedrich in seinem Buch anstellt, weiter profitieren könnten. Wird stattdessen in diesem Buch – gegen Camus – die Idee eines freundlichen Erklärungslückenfüller-Gottes als plausibel und für gutes Handeln erfolgreich erklärt? Jedenfalls versperrt diese Idee – mit Camus – Fluchtwege ins Jenseits: jetzt einer religiösen Sonderwelt und dann eines von der Hölle geschiedenen Himmels. Nicht nur deshalb verspricht Friedrichs Plädoyer für eine Plausibilität Gottes aus atheistischer Sicht eine zum kritischen Nachdenken über eigene Glaubensüberzeugungen anregende Lektüre.

Bernhard Fresacher

Robert Zimmer

Basis-Bibliothek Philosophie
100 klassische Werke

Stuttgart: Philipp Reclam Verlag, 2019

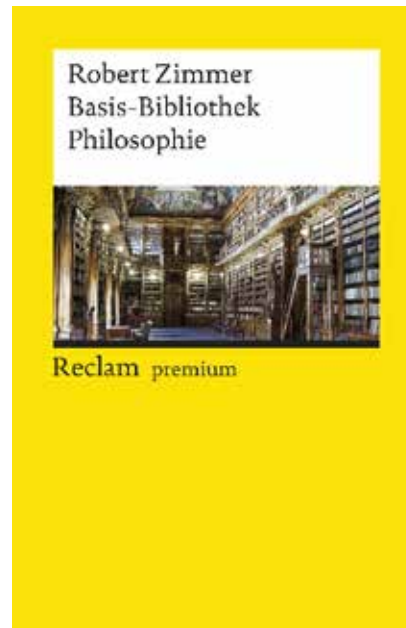
324 Seiten

12,80 €

ISBN 978-3-15-019632-8

Eine „Basis-Bibliothek Philosophie“ wäre eine schöne Sache, denn insbesondere der philosophische Novize hätte damit einen Kanon unverzichtbarer Bücher von zeitloser Bedeutung, an dem er sich orientieren könnte. Robert Zimmers Zusammenstellung will das leisten. Beginnend mit den Fragmenten der Vorsokratiker stellt der Autor die von ihm ausgewählten 100 Bücher mit Artikeln vom Umfang eines Wikipedia-Eintrages vor. Diese Darstellungen sind gut verständlich und arbeiten Wesentliches heraus. Wird das Buch aber seinem Anspruch gerecht, eine „Basis-Bibliothek Philosophie“ zu sein? Ein solcher Kanon müsste ausgewogen und repräsentativ die philosophischen Denkrichtungen und Problemstellungen behandeln. Die darin aufgenommenen Bücher müssten Klassiker sein, was Zimmer für sein Buch auch beansprucht.

Prüft man das Buch an diesem Anspruch, zeigt sich jedoch, dass insbesondere bei den neuzeitlichen Werken die Auswahl einseitig von der offensichtlichen Vorliebe des Autors für materialistisch-naturalistisch orientierte Denker bestimmt ist. Andere Richtungen kommen dadurch zu kurz. Es fehlt etwa die dialogische Philosophie mit so wichtigen Werken wie „Ich und Du“ von Martin Buber und „Der Stern der Erlösung“ von Franz Rosenzweig. Emmanuel Levinas, der mit seiner Philosophie vom „Antlitz des Anderen“ so anregend gewirkt hat, wird lediglich in einem Nebensatz erwähnt. Singers hochproblematische, für die Euthanasie argumentierende Ethik wird empfohlen, ohne die eine Gegenposition beziehenden Werke von Robert Spaemann vorzustellen.



Ernst Blochs in seinem Werk „Das Prinzip Hoffnung“ entfaltetes eschatologischer Materialismus wird behandelt, ohne die so wichtige Gegenschrift, „Das Prinzip Verantwortung“ von Hans Jonas, überhaupt zu erwähnen, eine Schrift, die grade heute angesichts der Umwelt- und Klimaprobleme ein unverzichtbares philosophisches Buch ist. Neuere Werke zum Leib-Seele-Problem sowie überhaupt die Philosophie des Geistes sind Leerstellen in dieser „Basis-Bibliothek“.

Dagegen werden Bücher als Klassiker vorgestellt, deren bleibende Bedeutung stark anzuzweifeln ist. Wozu etwa sollte man jemandem heute noch La Mettries „Der Mensch als Maschine“ nahelegen, ein Buch das höchstens noch in einem Zweizeiler Erwähnung findet als ein Beispiel für eine verfehlte Übertragung mechanistischer Vorstellungen auf den Menschen. Was soll uns heute noch Georg Lukács „Geschichte und Klassenbewusstsein“ sagen, wo doch selbst der Linken die Arbeiterklasse längst als handelndes Subjekt abhandengekommen ist? Was soll das „Manifest der kommunistischen Partei“, sicherlich eine einflussreiche politische Kampfschrift, in einem Kanon philosophischer Texte? Wozu sollte man den abseitigen Max Stirner lesen, der zum Fortgang des philosophischen Denkens nichts beigetragen hat und eher irritiert als Lebensfragen zu beantworten? Und was qualifiziert eigentlich Wladimir Lenin, der nebenher philosophisch dilettierend an einer materialistisch-atheistischen Staatsdoktrin baute, zur Aufnahme in einen Kanon unverzichtbarer philosophischer Werke? Streckenweise wirkt die „Basis-Bibliothek“ Zimmers wie die Leseliste für die Kaderschulung einer Basis-Gruppe während der 68er-Bewegung. Hier wäre stattdessen Raum gewesen für philosophische Klassiker, die sich den Kernfragen der Philosophie widmen, also: „Wo kommen wir her, wer sind wir, was ist der Sinn, wo gehen wir hin?“

Da sich das Buch an den „philosophisch interessierten Nicht-Profi“ richtet, hätte man auch kritische Einordnungen der jeweiligen Werke erwartet, die auf Fallstricke und Irrwege mancher blendend selbstgewiss daherkommender philosophischer Werke hinweisen. Zimmer kündigt solche „Entscheidungshilfen“ im Vorwort an, beschränkt sich dann aber auf Urteile wie: „Eine Lektüre, die sich lohnt“ oder „eine anschauliche und verständliche Sprache“ usw. Dagegen wird etwa bei der Behandlung materialistischer Autoren kein Hinweis auf die im Rahmen ihres Denkens ungelöste und unlösbare Frage nach Entstehung und Wesen des Bewusstseins gegeben, bei der Behandlung Arthur Schopenhauers kein Hinweis auf den problematischen Analogieschluss von dem in uns selbst erfahrenen Willensimpuls auf das metaphysische Prinzip eines Weltwillens, kein Hinweis auch auf die Gefahren für das Menschenbild durch die Zerstörung der Personalität bei Autoren des Poststrukturalismus.

Leider unterlaufen dem Autor in dem einfach lesbaren Text auch einige unglückliche Formulierungen. So ist etwa Gott nach Baruch de Spinoza kein „freies Wesen“, sondern die Allsubstanz, die alles notwendig nach geometrischer Gesetzmäßigkeit in sich hervorbringt. Und bei Aristoteles ist die zweckfreie Betrachtung als höchste Stufe des Glücks genau das Gegenteil von „selbstbezogen“, nämlich auf Wert und Wahrheit ausgerichtet.

Eine Basis-Bibliothek Philosophie zusammenzustellen ist eine also noch unerledigte Aufgabe. Der hier besprochene Band leistet das nicht.

Hartmut Sommer

Carlos Cirne-Lima

Dialektik für Anfänger

Aus dem Portugiesischen von Erica Ziegler

Freiburg / München: Karl Alber Verlag, 2019

230 Seiten m. s-w Abb.

29,00 €

ISBN 978-3-495-48980-2

Der brasilianische Philosoph Carlos Cirne-Lima, der u.a. in Pullach und Innsbruck studiert hat, hat eine Einführung in dialektisches Philosophieren „für Anfänger“ geschrieben – „eine anspruchslose Philosophie, ohne Fismatenten, ohne Finessen, ohne akademischen Muff und ohne Vorführung einer Wissenschaftsakrobatik.“

Sie gelingt in drei Schritten: Zunächst zeichnet er ein – durchaus eigenwilliges, aber sehr anregendes – Bild von der Entstehung der Dialektik bei den Griechen. Parmenides und Heraklit, Sokrates und Platon lassen sich auf das „Spiel der Gegensätze“ ein und werden zu den ersten Dialektikern, zu „Denkern der großen Synthese“. Die Welt der Ideen und die Welt der Dinge schließen sich nicht aus. Sie werden in seiner ungeschriebenen Lehre durch die Prinzipien der Einheit und der unbestimmten Zweiheit (Dualität, Pluralität) zur Vereinigung, zum Einklang der Gegensätze geführt. Aristoteles setzt dem mit seiner analytischen Methode seine Wissenschaft von den Zusammenhängen in der sublunaren Welt des Werdens und Vergehens entgegen. Diese basieren auf den ewigen Formen, die der den kontingenten Zufällen der Welt ausgelieferten Dingwelt Stabilität verleihen. Wir sprechen darüber in der klassischen Form der Aussage: Ein allgemeines Prädikat wird von einem individuellen oder weniger allgemeinen Subjekt ausgesagt. Die Regeln der Verknüpfung dieser Aussagen beschreiben die Syllogismen gemäß dem Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch. Steht einer These eine Antithese gegenüber, muss eine der beiden wegfallen, da sie falsch sein muss.



Ein zweiter, im Ganzen sehr gelungener Abschnitt, der im engeren Sinne logische Themen behandelt, will zeigen, wie man das Spiel der Gegensätze mit dem Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch in Einklang bringt. Anhand einer Untersuchung des klassischen logischen Quadrates erläutert der Autor zunächst, wie er sich „die Verwirrung zwischen Analytikern und Dialektikern“ erklärt: „Erstere reden von Kontradiktion und meinen das, was Letztere als kontradiktorischen Gegensatz bezeichnen. Die Dialektiker reden von kontradiktorischen Aussagen, meinen jedoch konträre... [Beide] verwenden Sprachen mit unterschiedlichen syntaktischen Strukturen und gebrauchen zudem andere Begrifflichkeiten.“

Dabei setze die Analytik ein logisches Subjekt voraus, „das bis ins letzte Detail determiniert ist“ (131), während die Dialektik ein nicht vollständig determiniertes Subjekt „im Prozess seiner Schaffung“ betrachte, das „insofern eine spätere Bestimmung braucht, eben durch die Schaffung neuer Aspekte, die ihm hinzugefügt werden und den Begriff präzisieren“ (ebd.). Als Beispiel für den Anfang mit einem solchen zunächst noch nicht weiter determinierten Titelwort erläutert Cirne-Lima den ersten Schritt von Hegels Phänomenologie des Geistes, den Anfang mit dem Sein.

Leider verzichtet der Verfasser darauf, die Unterscheidungen am Subjekt (Analytik) und die Weiterbestimmung des Subjekts (Dialektik) genauer durch den Wechsel zwischen intensionaler und extensionaler Betrachtung zu verdeutlichen. Weil er diese Problemebene ausklammert, kann er auch nur den deduktiven Syllogismus des Aristoteles zur Kenntnis nehmen und die pragmatisch-performativen Aspekte von abduktiven und induktiven Syllogismen für seinen Ansatz nicht fruchtbar machen.

Der dritte Teil handelt von Cirne-Limas „Systemprojekt“, der Einheit von Logik, Natur und Geist, für die er sich u.a. auf Plotin und Proklos, Augustinus und Cusanus und nicht zuletzt auf Hegel beruft. Jetzt wird verständlich, warum er im ersten Abschnitt der „analytischen Weltanschauung“ einen vergleichsweise langen Abschnitt gewidmet hatte. Der offenbar für ihn nicht hintergehbare Gegensatz der neoplatonisch geprägten „großen Synthesis“ und der von ihr beanspruchten Erklärung des Entfaltungsprozesses der Welt zu den einzelnen, letztlich zeitlos-statischen Untersuchungsobjekten der von Aristoteles inspirierten Analytiker hat für ihn nicht nur eine logische Bedeutung. Sie ist auch Seinslehre (Ontologie) und (Theologie): „Das Absolute transzendiert wohl die Welt, ... aber das Absolute ist immer innerhalb des Universums. ... Je transzendentere Gott ist, desto immanenter wird er und umgekehrt. Der neuaristotelische Gott ist das Gegenteil: je transzendentere Gott ist, desto weniger immanent wird er ... Dieser Gott ist meines Erachtens undenkbar und unmöglich.“ (227f)

Schließlich sei auf die Unterscheidung zweier Arten des neoplatonischen Synthesidenkens hingewiesen: Einer eher die Notwendigkeit der Synthesen betonenden bei Platon, Proklos und Spinoza, stellt er eine dynamische, Kontingenz und Freiheit betonende bei Hegel und Hans Jonas gegenüber. Dass sie wirklich „auf überraschende Art mir der allgemeinen Evolutionstheorie zusammen[trifft], welche von den Biologen Stephen Jay Gould und Richard Dawkins vorgestellt wird“ (91), scheint weit hergeholt, da Cirne-Lima die intensionale Begriffslogik der platonischen Traditionen und die extensional geprägte formale Logik der modernen Logikkalküle nicht unterscheidet. Analytische und dialektische Philosophie sind in sich durchaus mehrdimensional und stellen auch keinesfalls das alternativlos-einzige Unterscheidungskriterium des Philosophierens dar.

Der erste und der zweite Abschnitt zumindest vermögen dem Leser, auch wenn „Anfänger“ im Sinne des Autors sein mag, eine hilfreiche Einführung in die Dialektik und ihre neoplatonischen Wurzeln zu bieten. Allerdings kann sich die thrakische Magd, die einst Thales auslachte, als er in den legendären Brunnen fiel, und in diesem Opus als „Sklavin Thrakia“ wiedererstanden ist, ein Lächeln über ihre Übersetzerin und das Lektorat nicht ganz verkneifen.

Hans-Jürgen Müller

Stephan Loos / Michael Reitemeyer / Georg Trettin (Hg.)
Mit dem Segen der Kirche?
Gleichgeschlechtliche Partnerschaft im Fokus der Pastoral

Freiburg: Herder Verlag, 2019
207 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-451-38417-2

Kontroversen um die katholische Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften beschränken sich längst nicht mehr auf theologische Debatten, sondern bestimmen heute zunehmend die pastorale sowie liturgische Praxis. In besonderer Weise kreisen sie dabei um die Frage nach der Segnung homosexueller Paare, der innerhalb des kirchlichen Kontexts zwar nach wie vor vielfach mit Abwehr und Widerstand begegnet wird, seit geraumer Zeit aber auch auf zarte Zugeständnisse trifft. Demnach werden vor allem jene Stimmen lauter, die die Notwendigkeit einer angemessenen Begleitung betonen, den Dialog mit homosexuellen Menschen bewusst suchen und ihren Wunsch nach Zuspruch ernst nehmen wollen. Davon zeugt der von Stephan Loos, Michael Reitemeyer und Georg Trettin herausgegebene Sammelband, welcher das Ergebnis einer 2018 in Hamburg stattgefundenen Tagung ist, deren Impulse in diesem Buch vorgelegt und für die Publikation um weitere Texte ergänzt worden sind.

Neben dem Vorwort der Herausgeber und einem von Bischof Franz-Josef Bode und Erzbischof Stefan Heße unterzeichneten Geleitwort sowie zwei kurzen einleitenden Erfahrungsberichten von Petra Dankova und Stefan Diefenbach besteht der Band aus vierzehn Beiträgen, die zwei thematischen Gruppen zugeordnet wurden: Während sich die ersten fünf Texte auf theologisch-systematische Weise pastoralen Perspektiven angesichts gleichgeschlechtlicher Partnerschaften nähern, beziehen sich die übrigen Artikel explizit auf die Segensfrage. Trotz der Vielfalt der sich daraus ergebenden Anliegen und Stoßrichtungen lassen sich jene Grundlinien skizzieren, die zu den immer wiederkehrenden Dreh- und Angelpunkten der in diesem Sammelband entfalteten Kontroverse gehören.



Demnach sind beinahe alle Beiträge von einer hohen Sensibilität für die Erfahrungen und nicht zuletzt Verletzungen homosexueller Menschen geprägt, die heute eben nicht mehr als „Minderheitenproblem“ (Martina Kreidler-Kos) bagatelisiert werden können. In diesem Sinne scheinen auch heterosexuelle Katholiken und Katholikinnen mehr und mehr darunter zu leiden, dass die sexuell-intimen Beziehungen ihrer gleichgeschlechtlich liebenden Glaubensbrüder und -schwestern nicht anerkannt werden. Im Gegenzug fordern sie ein revidiertes Verständnis von Sexualität, das nicht mehr die natürlichen Gesetze der Reproduktion, sondern das personale Liebesgeschehen als moralisch legitimierendes Gut begreift. Während die lehramtliche Position den Aspekt der Fortpflanzung ins Zentrum rückt und daraus eine grundsätzliche „Analogielosigkeit“ (Stephan Goertz) zwischen homo- und heterosexuellen Verbindungen ableitet, wird in dem Sammelband verstärkt von der gelebten Liebe zweier Menschen ausgegangen, die sich eben nicht auf die Ehe zwischen Frau und Mann reduzieren lässt.

Diese Einsicht bestätigen psychologische Studien. So liegen die Differenzen nicht in der Beziehungsfähigkeit bzw. -gestaltung der Partner, sondern in den Diskriminierungserfahrungen, die gleichgeschlechtlich Liebende weitaus häufiger erleben als heterosexuelle Menschen und die zur massiven Belastung werden können (Tillman-David Schneider).

Die Kirche steht daher aus Sicht zahlreicher Menschen vor der Entscheidung: Will sie ein Ort der Wertschätzung oder ein Ort der Ablehnung und Ausgrenzung sein? Und wie könnte sie ihre Wertschätzung angemessen ausdrücken? Diesen Fragen wird in den Beiträgen zur Segensfeier nachgegangen. Dabei steht fest: Viele homosexuelle Paare sehnen sich nach einem Zeichen des Zuspruchs, nach einer Anerkennung ihrer Liebesbeziehung (Birgit Mock, Georg Trettin). Wie nun einem solchen Wunsch konkret nachgekommen werden kann, hat etwa die Diözese Limburg anhand eines Vorschlags für Segensfeiern von homosexuellen sowie wiederverheirateten und unverheirateten Paaren vorgelegt. Ausgangspunkt des Vorschlags ist der Blick auf die Potentiale und Ressourcen dieser Beziehungen, die zwar nicht mit einem Ehebund gleichbedeutend sind, aber trotzdem auf Zusage hoffen dürfen, die nicht hinter verschlossenen Türen erfolgt, sondern öffentlichen Charakter hat (Michael Thun / Johannes zu Eltz). Dieser Zugang lässt sich im Übrigen mit dem liturgischen Segensverständnis vereinen: Demnach ist ein Segen keine Belohnung für ein moralisch integrires Handeln, sondern eine unverdankte Heilszusage Gottes, die durch die Kirche vermittelt, aber im strengen Sinn nicht durch sie hergestellt wird (Hans-Joachim Sander, Thomas Schüller).

Insgesamt zeichnet sich der Sammelband durch eine hohe Vielfalt aus: Entsprechend unterscheiden sich die Beiträge sowohl im Umfang als auch in der jeweiligen Intention, d.h. neben zwei- bis fünfseitigen Erfahrungsberichten von Paaren, Seelsorgern sowie konkreten Vorschlägen für die Durchführung von Segensfeiern lassen sich deutlich umfangreichere theologische, allerdings nicht immer in gleicher Weise überzeugende Auseinandersetzungen finden. Aus diesem Grund scheint das Buch besonders für jene Personen geeignet zu sein, die Freude an verschiedenen Zugängen haben und diese in ihrer beruflichen Praxis (z.B. angesichts variierender Vorkenntnisse, Alters- oder Interessensgruppen) auf methodisch-didaktische Art nutzen wollen.

Stephanie Höllinger

Hans G. Kippenberg

**Regulierung der Religionsfreiheit
Von der Allgemeinen Erklärung der
Menschenrechte zu den Urteilen des Europäischen
Gerichtshofs für Menschenrechte**

Baden-Baden: Nomos Verlag, 2019

190 Seiten

34,00 €

ISBN 978-3-8487-5565-3

Der Autor geht in seinem Buch fundiert auf das Verhältnis Recht und Religion ein und spannt dabei einen weiten Bogen. Zunächst zeigt er auf, dass trotz der großen Bedeutung der Menschenrechte in der Gegenwart und ihres historischen Einzugs in den USA und in Frankreich gegen Ende des 18. Jahrhunderts keine durchgehende Kontinuität zwischen damals und heute vorliegt. Dieses legt er anhand einer detaillierten Auseinandersetzung mit dem Recht und der tatsächlichen Realität in der Gesellschaft dar. Die Gewährung von Religionsfreiheit war eine Pflicht von Staaten und Regierungen, die dem Völkerbund angehörten. Es war aber weder ein einklagbares individuelles noch ein einklagbares kollektives Recht einer Minderheit. Dann geht Hans G. Kippenberg darauf ein, wie sich ab 1945 die Religionsfreiheit entwickelt und verfestigt hat.

Sodann widmet er sich dem Internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte, der 1966 verabschiedet wurde und 1976 nach Ratifizierung durch 53 Staaten in Kraft trat. Vertragsparteien waren die Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen. Die rechtliche Gewährung der Menschenrechte wurde dabei in die Zuständigkeit und Gewährungspflicht der nationalen Staaten gelegt. Der Autor legt dar, dass dieser Vertrag einerseits vorstaatliche Menschenrechte (Religions- und Überzeugungsfreiheit) von der Staatsangehörigkeit löste, aber andererseits den Nationalstaat durch Vertrag dazu verpflichtete, die Gewährleistung der Menschenrechte einzuhalten. Sodann legt er die Entwicklung zur Klagemöglichkeit gegen den Staat wegen Verletzung dieser Rechte dar.



In einem weiteren ausführlichen Abschnitt geht Kippenberg auf eine Studie von Arcot Krishnaswami ein. Diese Studie beschäftigt sich mit der Unterdrückung und Verfestigung von Religion und religiösen Rechten. Der Autor stellt die Studie in allen Einzelheiten vor und legt besondere Aufmerksamkeit auf die Weise, in der Krishnaswami die Aufgabe des Staates versteht. Als Ergebnis fasst der Autor zusammen, dass Krishnaswami aus dem Blickwinkel von unrechtmäßigen staatlichen Restriktionen öffentlicher religiöser Handlungen zu einem Religionsbegriff gelangt ist, der nicht zu einer Wesensdefinition von Religion führt, sondern zu ihrer Bedeutung für das Wohl der politischen Gemeinschaft. Sodann legt er dar, welche weitreichende Wirkung die Studie von Krishnaswami auf die späteren Menschenrechtsdokumente der Vereinten Nationen hatte.

Dann setzt sich der Autor mit der Problematik einer Intoleranz von religiösen Gemeinschaften auseinander. Er weist darauf hin, dass 2011 das Büro des hohen Kommissars für Menschenrechte Workshops organisierte, die das Recht auf freie Meinungsäußerung und das Verbot eines Eintretens für nationalen, rassistischen und religiösen Hass, der zu Diskriminierung, Feindschaft und Gewalt anstachelt, klären soll. Kippenberg setzt sich mit Nichtregierungsorganisationen im Dienste der Vereinten Nationen auseinander. Er sieht, dass die USA sich als Anwälte von Religionsfreiheit verstanden und die Einhaltung der religiösen Rechte zu einem Instrument ihrer Außenpolitik machten.

Der Autor legt dar, dass die Realisierung der Religionsfreiheit vor allem mit der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (Art. 18) und mit der Europäischen Menschenrechtskonvention (Art. 9) durch die Gerichte stattfindet. Dabei stellt er die komplexe Problemlage dar, vor die die Gerichte bei ihren Entscheidungen gestellt werden, etwa durch die Vielfalt der Modelle der Beziehung Staat – Religion / durch die Arbeitsmigration von Muslimen / durch neue religiöse Bewegungen / durch den Beitritt osteuropäischer Länder mit ihren Nationalkirchen. Dabei gibt er einen umfassenden Überblick über die Rechtsprechung und setzt sich kritisch mit ihr auseinander.

Insgesamt gibt Kippenberg einen umfassenden Überblick über die Regulierung der Religionsfreiheit auf europäischer und internationaler Ebene. Deshalb ist dieses Buch allen zu empfehlen, die sich mit Religionsfreiheit beschäftigen und über Deutschland hinausblicken wollen.

Magdalene Kläver

James Bridle

New Dark Age

Der Sieg der Technologie und das Ende der Zukunft

Übersetzt von Andreas Wirthensohn

München: C.H. Beck Verlag, 2019

320 Seiten mit Abb.

25,00 €

ISBN 978 3 406 74177 7

James Bridle, Jahrgang 1980, hat sich als Experte für Künstliche Intelligenz und vor allem als Künstler einen Namen gemacht. Bekannt ist zum Beispiel die Arbeit „The Drone Shadow Catcher“, in der Bridle an prominenten Orten die Umrisse eines ferngelenkten bewaffneten Aufklärungsflugzeuges (MQ-9 Reaper) auf den Boden zeichnet, um auf die überall mögliche Überwachung hinzuweisen. Sein Buch „New Dark Age“ ist illustriert mit Fotos des Autors und anderer, die architektonische Manifestationen von Geheimhaltung und demonstrativer Transparenz, von Vernetzung und Abschottung vorführen.

Die Diagnose des Verfassers lässt sich in seinen eigenen Worten so zusammenfassen: Unser Unvermögen, eine komplexe Welt zu begreifen, führt zur Forderung nach immer mehr Informationen, was unser Verständnis nur noch weiter vernebelt, denn es offenbart immer mehr Komplexität, der wir mit immer komplizierteren Theorien über die Welt zu Leibe rücken müssen.

Diese Diagnose wird nun nicht systematisch entwickelt, sondern in vielen Recherchen veranschaulicht: Schon Vorschulkinder sind einem Zuviel ausgesetzt, wenn sie von verantwortungslosen Eltern mit einem Gerät ruhiggestellt werden, das Youtube-Videos abspielen kann. Die Logik, durch die auf Videoplattformen Clips aneinandergefügt werden und nach der sie für die Plattformen produziert werden, folgt einem Kosten-Nutzen-Kalkül. Wenn Kinder bei schockierenden und traumatisierenden Bildern landen, weil deren Produzenten unter anderem kindertypische Wörter wie zum Beispiel „Teletubbies“ mit in ihre Titel aufgenommen haben, kann man nicht sagen, dass Youtube oder Anbieter dort Kinder verderben „wollen“. Vielmehr steckt dahinter eine zum



Teil bewusste, zum Teil den Algorithmen überlassene Strategie, mehr Besucher anzulocken und Werbeeinnahmen zu erzielen. Einige Fake News, die im Rahmen des Präsidentschaftswahlkampfes für Donald Trump eine Rolle spielten, unter anderem die Falschbehauptung, der Papst unterstütze den Kandidaten, wurden in Veles in der Republik Nord-Mazedonien produziert. Den jungen Leuten dort lag es fern, Trump zu helfen. Sie hatten nur entdeckt, dass seine Anhänger zu den gierigsten Nachrichtenkonsumenten gehörten, die sich in leicht zu findenden Facebook-Gruppen zusammengetan hatten und die zu bedienen hohe Besucherzahlen und damit gute Einnahmen garantierte. Das Netz macht bisweilen ununterscheidbar, ob Inhalte gezielter Desinformation dienen, vom Algorithmus um der Clicks willen produziert wurden oder paranoider Fiktion entstammen.

Weihnachten 2009 wurde ein Anschlag auf einen Flug von Amsterdam nach Detroit in letzter Minute durch einen beherzten Passagier vereitelt. Der Attentäter war als Terrorverdächtiger bekannt, er hatte eine ganze Reihe von Kontrollen passiert, und alle Welt fragte sich, wie das passieren konnte. Nachdem die amerikanische Regierung versucht hatte, die Schuld auf die laschen Kontrollen der Niederländer zu schieben, musste Präsident Obama schließlich eingestehen, dass man die erforderlichen Informationen zwar hatte, aber nicht zusammenführen und deuten konnte – es waren einfach zu viele Informationen. Dazu passt der Seufzer eines Kommandeurs der US-Luftwaffe: Wir schwimmen in Sensoren und ertrinken in den Daten. Und ständig werden neue Sensoren eingebaut und Massen von Daten erzeugt, deren Wert davon abhängt, dass man den Algorithmen, die die Daten durchforsten sollen, die richtigen Fragen stellt.

Das 2006 von Clive Humby geprägte Wort, Daten seien das neue Öl, wird meistens einseitig dahingehend verstanden, dass man mit Daten künftig so viel Geld verdienen kann wie in der Vergangenheit mit dem Öl. Dabei wird übergangen, dass das Öl, wie es in der Erde liegt, erst dadurch seinen Wert gewinnt, dass es raffiniert und zu Benzin, Heizöl und Plastik verarbeitet wird. So liegt auch der Wert der Daten in der Qualität ihrer Verarbeitung und Nutzung.

James Bridle hat entgegen dem ersten Anschein ein hoffnungsvolles Buch geschrieben. Er meint, dass echte Bildung auch angesichts heutiger Technologie wünschenswert und möglich ist. Allerdings besteht sie nicht darin, die Anwendung irgendeiner neuen Technik schon als Allheilmittel zu sehen, sondern sensibel zu sein für die Interaktion zwischen den Systemen, für die Grenzen der Technik, ihren Nutzen und die Möglichkeiten des Missbrauchs. Vor allem hat die Dunkelheit des kommenden Zeitalters für ihn nichts Bedrohliches. Sie ist einer Situation, in der alles „ans Licht“ kommt, allemal vorzuziehen.

Der Wert des Buches liegt in den gründlich recherchierten und gut analysierten Geschichten, bei denen es um Mediennutzung und -angebot, um Schachcomputer, Hochfrequenzhandel, Überwachung, Verbrechensvorhersage, die Pharmabranche und vieles andere geht. Manchmal braucht man etwas Geduld, bevor man begreift, worauf der Autor hinauswill, bei einigen Passagen bin ich unsicher, ob ich das überhaupt verstanden habe. Die Schilderungen Bridles könnten gleichwohl im Religions-, Ethik- und Politikunterricht gute Impulse sein, um Diskussionen anzustoßen, und leichter zum Nachdenken anregen als abstraktere Textformen. Man könnte das Buch mit einem Kunstwerk vergleichen, dessen Aufgabe nicht darin liegt, eine systematische Zeitdiagnose vorzulegen, sondern konkrete Veranschaulichungen des Bedrohlichen und Hoffnungsvollen interpretationsoffen zu präsentieren.

Karl Vörckel

Leichte Sprache

Didaktik

Kinderbibel

Glückskekse

Digital unterrichten

Religionspädagogik



Hans Mendl

Taschenlexikon Religionsdidaktik
Das Wichtigste für Studium und Beruf

München: Kösel Verlag, 2019

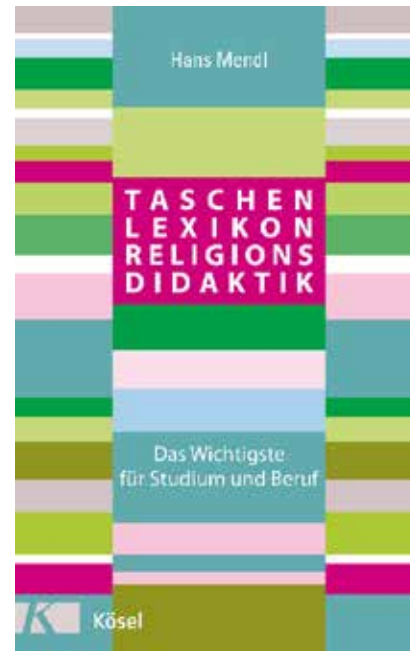
315 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-466-37246-1

Ein Lexikon als Printneuausgabe im Jahr 2019 vermag zunächst Irritationen auszulösen und verwundert angesichts der derzeitigen Rezeptions- und Lesegewohnheiten heutiger Studierender. Auch ein im Vorwort postuliertes Alleinstellungsmerkmal – „Ja, so etwas gibt es nicht!“ – vermag das verlegerische Wagnis kaum gänzlich zu erklären.

Richtet man den Blick weg von ökonomischen Überlegungen auf inhaltliche Aspekte des Buches und prüft seine Brauchbarkeit, verändern sich die Einschätzungen. Hans Mendl ediert das Taschenlexikon, um „Das Wichtigste für Studium und Beruf“ in lexikalischer Form zu präsentieren. An diesem Anspruch ist das Buch zu messen. Es ist in wesentlichen Teilen entstanden aus Mendls Vorlesungsunterlagen und mit etablierten Fachdidaktiken ergänzend abgeglichen; es entfaltet den religionsdidaktischen Wissensbestand umfänglich und präsentiert ihn auf knapp 300 Seiten von „Abduktive Korrelation“ bis „Zweites Vatikanisches Konzil“. In einem Anhang werden ausgewählte Stichworte als sogenannte „Querverweise“ angefügt und kondensieren das Volumen auf 303 Leitbegriffe. Sie sind wohl als Kern des Gesamtvorhabens zu verstehen und erleichtern die Zugänglichkeit und Verwendung der Publikation. Jedes Stichwort wird in einer präzisen und konkreten Art und Weise vorgestellt, Zitate innerhalb des Fließtextes sind auf das Nötigste beschränkt und referieren die für die Begriffsgenese bedeutsamen Wegmarken, in der Regel mit der entsprechenden Terminologie und Urheberschaft. Das ist hilfreich. Wichtige Literaturangaben verweisen auf die etablierte Basisliteratur und neueste analoge und digitale Publikationen, sie beschließen das Kapitel.



Zu loben ist die klare und sehr konkrete Sprache, wie wir sie aus vielen anderen Publikationen von Mendl kennen. Besonders beeindruckt hat mich die Fokussierung auf Religionsdidaktik, die in nahezu allen Stichworten konzise durchgehalten ist. Selbst bei scheinbar fern didaktischer Konnotationen liegenden Stichworten, wie z.B. Koinonia, Inkarnation etc., gelingen fachdidaktische Implikationen; andere Stichworte sind bereits im Titel fachdidaktisch ausgerichtet. So ist ein nutzenbringendes Werk entstanden, das der Verfasser in wissenschaftlicher Redlichkeit nicht als Ersatz für eine Fachdidaktik, sondern als einen weiteren Baustein im Gesamtkontext eines religionspädagogischen/religionsdidaktischen Bildungsprozesses verstanden wissen will.

Der Publikation ist Verbreitung zu wünschen, denn sie ist ohne Zweifel hilfreich, vor allem zum Nachschlagen und zum Vergewissern. Sie ist eine Ergänzung zu der vorliegenden fachdidaktischen Literatur, keine Alternative. Ob es allerdings der „ideale Begleiter für unterwegs“ wird, wie der Klappentext suggeriert, wage ich zu bezweifeln. Da ist gegenwärtig wohl eher an digitales Equipment zu denken.

Frank Wenzel

Jan Woppowa
Religionsdidaktik

Grundwissen Theologie

Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag, 2018

237 Seiten m. s-w Abb.

18,99 €

ISBN 978-3825-24935-9

Der Professor für Religionsdidaktik an der Universität Paderborn hat mit dieser „Religionsdidaktik“ in der Reihe „Grundwissen Theologie“ eine handliche, klare und übersichtliche Einführung in den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlich und religionsunterrichtlich-praktisch diskutierten Ansätze der Religionsdidaktik vorgelegt. Das Buch gliedert sich in die 5 Kapitel (I) Grundlagen, (II) Rahmenbedingungen und Herausforderungen religiösen Lernens, (III) Prinzipien religionsdidaktischer Reflexion, (IV) Spezielle Ansätze der Religionsdidaktik und (V) Religiöses Lehren reflektieren lernen.

Während die ersten beiden Kapitel in mitunter neuer Ordnung viele religionsdidaktisch gut eingeführte Themen vereinen, dabei aber auch aktualisierend jüngere Entwicklungen in ihren wesentlichen Dimensionen aufgreifen und neu abschreiten (z.B. Heterogenität, Domänenspezifische Entwicklung, Rationalität religiösen Lernens), begegnen im dritten Kapitel lesenswerte Zusammenfassungen zu „religionsdidaktischen Prinzipien“, die der Autor vorrangig im Interesse der „doppelseitigen Erschließung von Person und Inhalt“ (100) anordnet und alte Bekannte (Korrelation, Elementarisierung, Kompetenzorientierung, Kriterien- und Zielorientierung) anschlussfähig und mit aktuellen Fragen durchformuliert.



Für die Konzeption der Religionsdidaktik wirklich weiterführend erweisen sich die anders zugeschnittenen speziellen Ansätze im vierten Kapitel. Mit den Überschriften Kooperativer Religionsunterricht – Multiperspektivität – Spiritualitätsdidaktik – Komparative Religionsdidaktik gelingt es Woppowa geschickt, die eigenen Forschungsschwerpunkte sowie den Standort Paderborn, der Heimathafen der Komparativen Theologie in Deutschland, zu vier zentralen Perspektiven zu verweben: Religiöses Lernen soll sowohl zu Pluralität als auch zum Beziehen eines Standpunkts befähigen und soll erfahrungsnah geschehen; eine Idee des „Lernens als Lebensform“ (202ff) entwickelt Woppowa in der Spur jüdischen Lernens.

Zum nicht ganz geheimen Lehrplan dieses Buches gehört das Ziel, Studierende und angehende Religionslehrkräfte zum Aufbau einer „religionsdidaktischen Reflexionskompetenz“ (209) zu begleiten, die sich insbesondere in der Fähigkeit zu Planung, Durchführung und Beurteilung eigenen Unterrichts zeigt. Dies wird in jedem Kapitel und Unterabschnitt unterstützt durch reflektierende Interventionen: Mit „Wissen erweitern und anwenden“ werden konkrete Vertiefungsvorschläge und Diskussionen angeboten, Mit „Persönliche Grundoptionen bearbeiten“ wird die individuelle Perspektive, die Reflexionskompetenz und die Möglichkeit des Perspektivwechsels angeregt. Zu jedem Kapitel ist zudem weiterführende, konkretisierende Literatur benannt. Ein Sachregister rundet das nützliche und informative Buch ab, das für Studierende konzipiert und exzellent aufbereitet ist.

Jan Woppowa hat ein stringentes, didaktisch wohlüberlegt durchkomponiertes Studienbuch geschrieben, das angehenden Religionslehrkräften ebenso ans Herz gelegt ist wie den erfahrenen, die sich ein grundsätzliches Refreshment wünschen und aus den neuen Perspektiven im vierten Kapitel Bereicherung gewinnen können.

Viera Pirker

Peter Wendt (Hg.)

Digital unterrichten

Apps & Co im Religions- und Ethikunterricht gezielt einsetzen

Fertige Stundenentwürfe

Berlin: Cornelsen Verlag, 2019

62 Seiten

14,99 €

ISBN 978-3-589-16600-8

Die Digitalisierung ist in aller Munde. So ist es nicht verwunderlich, dass sich die Schulbuchverlage verstärkt dem Bereich „Digital unterrichten“ widmen wie mit dem vorliegenden Band zum Einsatz von „Apps & Co im Religions- und Ethikunterricht.“ Das Heft verspricht, so der Untertitel, „Fertige Stundenentwürfe“, die den Lernenden neue Erkenntniswege und digitale Handlungskompetenzen ermöglichen sollen.

Der Aufbau ist stringent: Auf meist zwei Seiten pro Unterrichtsidee wird eine Zuordnung des Gegenstandes (beispielsweise Kirchenraumerkundung) der Jahrgangsstufen (5-10) und der digitalen Methode (Video dokumentieren und auswerten) genannt. Es folgen kurze Verweise auf Ziele/Kompetenzen, benötigte digitale Medien, Vorbereitung, Sozialform, Zeitbedarf und Hinweise, worauf bei den meisten der insgesamt 27 Ideen ein schematischer Verlaufsplan mit der Phasierung Einstieg – Erarbeitung – Reflexion – Präsentation folgt. Zu vielen Vorschlägen gibt es praktische Tipps und alternative Herangehensweisen.



Positiv ist der Ideenpool: Von der Erstellung eines Erklärvideos über einen Podcast, der Verfassung eines Newsletters bis hin zu einer Fanfiction (neue, fortgeführte Handlung) wird ein breites Spektrum vorgestellt, das zum Ausprobieren im eigenen Unterricht motiviert. Vielversprechend und passend zu gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Debatten ist der Vorschlag, eine Hörfunksendung zum Thema „Erhalt der Schöpfung“ zu entwickeln. Ein Bezug zur Gegenwart der Lernenden (Stichwort: Fridays for Future) wird gesetzt, es müssen fachliche Grundlagen erschlossen und Schwerpunkte gesetzt und das Ganze adressatengerecht – inhaltlich und technisch – aufgearbeitet werden. Es ist gut vorstellbar, dass dieses Projekt eine Reihe sinnstiftend abschließen kann.

Nicht nur an diesem Beispiel zeigt sich jedoch, dass viele nützliche Ideen eben mehr Projektcharakter haben und nicht auf Stundenentwürfe im klassischen Sinne zielen, wie es der Titel suggeriert. Der Bereich des Digitalen wird sehr großzügig verstanden: So ist der Einfall, das Lied „Der Weg“ von Herbert Grönemeyer im Kontext von Tod und Trauer zu untersuchen, sicherlich für viele Kolleginnen und Kollegen nicht neu, wenngleich sie hier mit der Untersuchung weiterer Songs und der Darstellung der Ergebnisse in einer Power-Point-Präsentation verknüpft wird.

Dass einige Unterrichtsideen die „Internetrecherche“ als Prinzip des digitalen Unterrichtens betrachten, ist wenig überzeugend – wenn etwa der Tipp geäußert wird: „Statt der bzw. zusätzlich zur Internetrecherche kann der Klasse auch eine Bücherkiste zur Verfügung gestellt werden.“ Der Hinweis ist richtig, denn in Zeiten von Fake News ist es Aufgabe der Schule und somit des Religionsunterrichts, den Umgang mit dem klassischen Medium Buch weiterhin einzuüben und zu reflektieren.

Die Reflexionskompetenz gilt gleichermaßen für die Nutzung der im Buch dargestellten Medien – die vorgestellte Idee „Bilder am interaktiven Whiteboard erschließen“ überzeugt nicht. Erschließungs- und Deutungskompetenzen, die im Umgang mit Bildern geschult werden, sind über alle Medien (OHP, Dokumentenkamera etc.) möglich. So kann die Digitalisierung das Alltagsleben und die Vorbereitung erleichtern, dies führt jedoch nicht direkt zu unterrichtlicher Fortentwicklung und entsprechend höherem Lernertrag. Es gilt weiterhin, dass der Unterricht nicht besser wird, weil ein Smartphone bzw. eine App genutzt werden.

Ebenso hat der Religionsunterricht die Aufgabe, sich an der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler zu orientieren und sie für die digitale Welt auszurüsten. Dabei geht es zum einen um methodische Kompetenzen, zu denen die vorgestellten Unterrichtsideen beitragen. Zum anderen hat insbesondere der Religionsunterricht die Aufgabe, die Digitalisierung und deren Auswirkungen auf das Menschenbild (der Gesellschaft) kritisch zu untersuchen. Einen solchen Beitrag liefert das vorliegende Werk leider nicht, hier ist eine Chance verpasst worden. Dennoch präsentiert „Digital unterrichten“ für digitale Anfänger wie Fortgeschrittene gute Anregungen, die aber hinsichtlich ihres jeweiligen didaktisch-methodischen Mehrwerts gründlich geprüft werden sollten.

Daniel Lomp

Gerd Neuhaus

**Glückskekse vom lieben Gott?
Religionsunterricht zwischen
Lebensweltorientierung und
Glaubensverantwortung**

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2019

142 Seiten

19,95 €

ISBN 978-3-7917-3101-8

Einen Religionsunterricht, der „Glückskekseweisheiten“ vermittelt, braucht nun wirklich niemand. Ein schulischer Religionsunterricht dagegen, der Spagat zwischen rationaler Glaubensverantwortung und Lebensweltorientierung gelingt, schafft eine ganz besondere Chance für einen Dialog der Kirche mit der Welt von heute und ist selbst primärer locus theologicus. Diese These vertritt Gerd Neuhaus in seiner Monografie und plädiert davon ausgehend nicht nur für ein Bewusstsein der notwendigen gegenseitigen Befruchtung eines Austausches zwischen akademischer Theologie und Religionsunterricht, sondern stellt heraus, welche große Chance Religionsunterricht gegenüber einem neutralen Religionskundeunterricht bietet.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert: Im ersten Teil, das mit „Erfahrungen“ überschrieben ist, skizziert er seinen beruflichen Werdegang und zieht aus seinen biografischen Erfahrungen an Universität und Schule Folgerungen für einen theologisch gehaltvollen Religionsunterricht. Der Autor spart nicht mit Kritik am Wissenschaftsbetrieb: Aus seiner eigenen Laufbahnerfahrung heraus benennt er die mangelnden Erfolgsaussichten bei Berufungsverfahren, bei denen man keine „Hausmacht“ besitzt, findet u.a. deutliche Worte für das „theologische Fachchinesisch“, das das Kommunikationsproblem zwischen der Theologie und den Bereichen praktischer Glaubensvermittlung verstärkte, und stellt die Klippen der „theological correctness“ in der Welt akademischer Theologie dar.



Vorwürfe, die mit Worten wie „Inquisitorik“ in Verbindung gebracht werden, äußert Neuhaus in beißender Kritik, nicht aber in Verbitterung. Sein akademischer Weg hat ihn nach der Promotion über die Habilitation neben der Schule und seinem Wirken als Fachleiter in der Lehrerbildung letztlich zum außerplanmäßigen Professor für Fundamentaltheologie und zugleich Studiendirektor seiner Schule geführt – und in seinem Buch beschreibt er, wie er in jedem dieser Tätigkeitsfelder intellektuell beheimatet war bzw. ist, aber auch deren Grenzen und Herausforderungen wahrnimmt. Vom schulischen Religionsunterricht, so der Autor, fühlte er sich theologisch sogar stärker herausgefordert als in seinen akademischen Lehrveranstaltungen – weil er in der Schule „als Theologe die Fülle arbeitsteilig erarbeiteter Forschungsergebnisse in einen sie übergreifenden Horizont einfügen“ müsse.

Von dem Verständnis eines „ernsthaften Religionsunterrichtes“ ausgehend, übt Neuhaus weiterhin – anhand traurig-amüsanter Veranschaulichungen – Kritik an einem „halbverstandenen Korrelationsgedanken“ in Religionspädagogik und Katechese, der sich scheinbaren Befindlichkeiten der Lernenden anbiedere. Er selbst versteht Glaubensvermittlung als einen dialogischen Prozess, der des „Anspruchs“ bedarf, um aposteriorisch ein apriorisches Bewusstsein für (religiöse) Fragen und Haltungen zu wecken.

Dies führt er im zweiten Teil des Buches, den „Reflexionen“, aus. Religionsunterricht begegne, resultierend aus dem Kontakt mit vielen Menschen, den „Zeichen der Zeit“ in besonderem Maße. Er sei mit Fragen aus dem Bereich des De-facto-Aktuellen konfrontiert, die so schnelllebig seien, dass sie gar nicht erst in die akademische Theologie vordrängen. Neuhaus sieht dies allerdings nicht als Nachteil: Vielmehr resultiere aus der „produktiven Ungleichzeitigkeit der Theologie“ (Johann Baptist Metz), dass das De-Iure-Aktuelle ernstgenommen und stärker durchdrungen werde, sodass der Glaube seinen eigenen Rationalitätsanspruch vertiefter erfassen und umso deutlicher nach außen hin formulieren könne. Der Autor fordert die Notwendigkeit einer theologischen Hintergrundfundierung von Religionslehrern. Den theologischen Rahmen eines solchen Hintergrundwissens bildet für ihn die rationale Glaubensbegründung auf dem Boden einer „Ersten Philosophie“, wobei er sich auf Thomas Pröpper und Hansjürgen Verweyen bezieht. Neuhaus stellt die Geschichte des biblischen Monotheismus als einen Aufklärungsprozess der gegenseitigen Erschließung von Glaube und geschichtlicher Erfahrung dar, der letztlich metakritisch auch Aufklärung über die neuzeitliche Aufklärung biete.

Seine Ausführungen veranschaulicht der Theologe immer wieder anhand zahlreicher literarischer Beispiele sowie seiner Unterrichtserfahrung. So regt das Buch immer wieder zum Mitdenken und je nach Leser vielleicht zum Überdenken der eigenen Unterrichtspraxis an. Die Herausforderung (und zum Teil Anstrengung) beim Lesen liegt im scheinbaren Genrewechsel zwischen autobiografisch-anekdotescher Erzählung, fundamentaltheologisch-philosophisch anspruchsvollen Grundsatzreflexionen und religionspädagogisch-praktischen Forderungen, was zudem zum Teil einzelne Punkte etwas kurz kommen lässt: So ist beispielsweise seine Kritik an der Kompetenzorientierung zu verknappt dargestellt, um diese wirklich nachvollziehen zu können. Andererseits regt das Buch gerade dadurch zum Nachdenken an: Gerd Neuhaus' Plädoyer für einen „ernsthaften“ Religionsunterricht wohnen zahlreiche Impulse zur Stellung des Religionsunterrichtes für die akademische Theologie wie vielleicht für die deutschen Bischöfe und die Entscheider bildungspolitischer Grundsatzfragen rund um Religionsunterricht inne.

Antonia Bräutigam

Clauß Peter Sajak
Trialogisches Lernen konkret
Zehn Jahre Schulenwettbewerb der Herbert
Quandt-Stiftung – eine Bilanz

Freiburg: Herder Verlag. 2019

160 Seiten m. Abb.

24,00 €

ISBN 978-3-451-38619-0

Die Jahre 2005 bis 2015 waren ein spannendes Jahrzehnt bezüglich des Miteinanders, teilweise auch des Gegeneinanders der drei Weltreligionen und ihrer kulturellen Ausprägungen. Ein gutes Jahrzehnt, um sich in die lange Tradition des Trialogs der Kulturen zu stellen und diesen im Kontext der Schule zu fördern. Dieser Aufgabe hat sich die Herbert Quandt-Stiftung mit ihrem Schulenwettbewerb „Schulen im Trialog – Europäische Identität und kultureller Pluralismus“ verschrieben. Das vorliegende Buch blickt auf die Ergebnisse dieses Schulenwettbewerbs zurück und ordnet diese Auswertung schulpädagogisch sowie nach ihren quantitativen und qualitativen Ergebnissen ein.

In ersten Teil des Buches werden zunächst die Grundlagen des Trialogs der Kulturen beschrieben. Dafür werden die Ergebnisse der Birmingham-Studie aus dem Jahre 2003 in den Blick genommen. Diese haben deutlich gemacht, dass der Trialog der Kulturen in den untersuchten europäischen Ländern in den Schulen leider erst sehr spät in den älteren Jahrgangsstufen aufgegriffen wird. Dass diese Thematisierung des Trialogs meist aus der eigenen, vorwiegend christlichen Perspektive geschieht und oftmals vor allem Konfliktsituationen und Herausforderungen der Migration in den Blick nimmt, erschwert den Trialog zusätzlich. Der Schulenwettbewerb wollte dem entgegensteuern und mit jährlichen Wettbewerbsrunden, mit je eigenen thematischen Schwerpunkten, eine offenere Herangehensweise an die drei abrahamitischen Religionen ermöglichen.



Dabei stellt sich die Herbert Quandt-Stiftung in die alte Tradition des Trialogs der abrahamitischen Religionen. Ausgehend von Toledo im 12. Jahrhundert über die Pariser Scholastik bis hin zu einer nicht zuletzt durch die beiden Weltkriege und katholischerseits durch das Zweite Vatikanum evozierten Entwicklung im 20. Jahrhundert, die sich von einer vorwiegend christo- und eurozentrierten Perspektive mehr und mehr verabschiedet. So initiiert die Herbert Quandt-Stiftung die Entwicklung einer Trialogischen Religionspädagogik, die Grundkompetenzen als Standards für Trialogisches Lernen formuliert.

Im zweiten Teil stehen die Ergebnisse des Wettbewerbs im Mittelpunkt, der sich vor allem als Förderwettbewerb sah, um eine projektbezogene und auch schulübergreifende Beschäftigung mit dem Dialog der drei abrahamitischen Religionen anzuregen und einen respektvollen Umgang miteinander zu stärken. So ging es nicht darum, existierende Projekte zu prämiieren, sondern vor allem neue ins Leben zu rufen.

Der Wettbewerb erreichte eine hohe Beteiligung sehr unterschiedlicher Schülergruppen in den ausgewählten Bundesländern. Es werden die Projektgruppen mit ihren Projekten in einem Kapitel des Buches statistisch ausgewertet sowie die zahlreich beteiligten externen Projektpartner systematisiert. Wenig überraschend erscheint, dass das Fach Religion/Ethik am häufigsten Ort der Durchführung eines Projektes war und Lerngruppen der Sekundarstufe I den größten Anteil stellen. In der quantitativen Auswertung werden dann prämierte Projekte vorgestellt, die beispielhaft für viele andere Projekte stehen. Dieses Kapitel ist in die vier Themenfelder „Gotteshäuser“, „Jahreszeiten, Mahlzeiten und Lebenszeiten“, „Heilige Schriften“ und „Schöpfung“ unterteilt. Besonders die Lektüre dieser Auflistung ist für interessierte Lehrkräfte sehr inspirierend, um eigene Projekte an der Schule zu entwickeln. Die kurzen Projektbeschreibungen regen ein eigenes Engagement in diesem Bereich an.

Im letzten Kapitel werden die Erkenntnisse aus dem Schulwettbewerb für die Didaktik des interreligiösen Lernens im Kontext der drei abrahamitischen Religionen vorgestellt. Hier wird das Strukturmodell einer kompetenzorientierten Didaktik von Kerstin Tschekan mit den Daten der schulischen Praxis aus den Wettbewerbsbeiträgen zusammengeführt. Diese Bilanz des Schulwettbewerbs motiviert, sich mit Schülern mit dem Dialog zwischen Judentum, Christentum und Islam auseinanderzusetzen und gibt praktische Ideen und theoretische Impulse, um im schulischen Bereich ein solches Projekt anzugehen.

Thorsten Klug

Georg Langenhorst

Kinderbibel

Die beste Geschichte aller Zeiten

Mit Illustrationen von Tobias Krejtschi

Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk. 2019

208 Seiten m. farb. Abb.

34,00 €

ISBN 978-3-460-24512-9

Die „Kinderbibel“ von Georg Langenhorst und Tobias Krejtschi gehört nicht zu der Gruppe der kleineren Kinderbibeln. Mit ihrem ungefähren Din-A4-Format erinnert sie vielmehr an eine „Hausbibel“, die Eltern oder Großeltern mit ihren (Enkel-) Kindern ansehen und lesen. Das große Format bietet mit rund 200 Seiten Platz für eine größere Anzahl und Vielfalt biblischer Texte als viele andere Kinderbibeln. In der ersten Hälfte finden sich in 6 Kapiteln etwa 60 Texte aus dem Alten, in der zweiten Hälfte in 9 Kapiteln fast ebenso viele Texte aus dem Neuen Testament. Die Texte in zwei Kapiteln des AT und der erste Text des NT haben eine zweiteilige Überschrift (z.B. „Noach und die Arche – Ein neuer Anfang“ oder „Nichts ist dir unmöglich – Nach Hiob 42“). Dadurch erhält der Leser eine erste Verständnishilfe. Warum dies nicht auch bei den anderen Texten dem Leser angeboten wird, ist nicht ganz klar. Hinweise auf die Bezugsstellen einer Vollbibel findet man nur in den Doppelüberschriften Im Kapitel „Gedichte, Gebete und Lieder“, ansonsten fehlen sie.

Georg Langenhorst ist Professor für Didaktik des Religionsunterrichts und Religionspädagogik in Augsburg und hat sich immer wieder mit dem Themenbereich Literatur und Theologie beschäftigt. Daher verwundert es nicht, dass er eine Übertragung des Bibeltextes bietet, die sowohl theologisch begründet ist als auch dem heutigen Leser Verständnismöglichkeiten eröffnet. Das zeigt sich zunächst in sorgfältig überlegten Formulierungen seiner Übertragung. Beispielsweise legt er bei der Schöpfungsgeschichte den Schwerpunkt auf das Wort: „... Gott betrachtete Wasser und Himmel. Er sprach ‚Land!‘ Schon verteilten sich die großen trockenen Länder und die Meere. ...“ (10) Bei der Geschichte



von Kain und Abel steht die Sicht Kains im Focus und nicht die eines von außen eingreifenden Gottes: „Aber seltsam: Der Rauch von Abels Opfergabe stieg zum Himmel ... Der Rauch von Kains Opferfeuer aber senkte sich. Nahm Gott sein Opfer nicht an?“ (15) Dem Leser wird eine Möglichkeit signalisiert, wie der Text verstanden werden kann.

Daneben werden Erläuterungen in den Text eingefügt. So heißt es in der Erzählung von der Geburt Jesu: „Maria lebte mit ihrem Verlobten Josef in der kleinen Bergstadt Nazaret im Norden des Landes. ... Josef aber stammte aus der Davidsstadt Betlehem, die in der Nähe von Jerusalem lag, also weit entfernt.“ (115) Schließlich stellt Langenhorst thematisch zusammengehörende Texte zusammen wie z.B. den Rangstreit der Jünger und die Kindersegnung (vgl. 152).

Wie in einer ganzen Reihe von Kinderbibeln finden sich in dieser Figuren, die den Leser durch das Buch begleiten. Hier sind es, wohlüberlegt ausgewählt, Maria Magdalena und der Apostel Thomas. Am Anfang und am Ende der Bibel tauchen sie auf einer von Tobias Krejtschi illustrierten Doppelseite auf. Solche Doppelseiten finden sich auch zwischen jedem der alt- und neutestamentlichen Kapitel. Weitere Bilder von T. Krejtschi illustrieren die biblischen Texte. Meist füllen sie eine ganze Seite. Sie sind klar strukturiert und enthalten immer ein Element aus der Gegenwart, das naturgemäß mit dem biblischen Ensemble kontrastiert. Mit diesen gegenwärtigen Elementen will Krejtschi „die Aktualität der biblischen Geschichten zeigen“ (207).

Die erwähnten Doppelseiten geben Maria und Thomas die Gelegenheit, in großformatigen Sprechblasen dem Leser wichtige Informationen und Deutungen mitzuteilen. So stellt Maria sich am Anfang als die Erste vor, der Jesus nach seinem Tod erschienen ist. Und Thomas teilt dem Leser mit, dass er, Jude wie Maria, zu den zwölf engsten Freunden Jesu zählt, der „der Zweifler“ genannt wird, da er zunächst nicht glauben konnte, dass Jesus vom Tod auferweckt worden ist (vgl. 6). Auch in den Texten bieten sie Informationen oder Interpretationen an: „Wir schreiben HERR mit Großbuchstaben, um unseren Respekt vor Gott auszudrücken“, erklärt Maria (29). Und Thomas kommentiert den Text der „Vertrauensprobe“ (Opferung Isaaks): „Eine rätselhafte Geschichte. Ich habe sie nie so richtig verstanden. Und viele versuchen, sie zu erklären. Immer wieder neu. Immer wieder vergeblich. Aber sie gehört zu unseren Erzählungen.“ (26)

In seiner umfangreichen Bibel scheuen Langenhorst und Krejtschi also nicht vor „schwierigen“ Bibeltexten zurück. Langenhorst macht aber immer wieder Verständnisangebote, indem er mit einer theologisch gut überlegten Sprache den biblischen Text erzählt und die Begleitfiguren dazu nutzt, aus ihrer Perspektive wichtige Informationen und hilfreiche Interpretationen anzubieten. Das macht das Lesen dieser Bibel nicht nur für jugendliche, sondern auch für erwachsene Leser zu einem Gewinn.

Christoph Dohmen-Funke

Dieter Bauer / Claudio Ettl / Paulis Mels (Hg.)
Evangelien der Sonn- und Festtage im Lesejahr C
Bibel in Leichter Sprache

Stuttgart: Katholisches Bibelwerk. 2018

280 Seiten m. farb. Abb.

42,90 €

ISBN 978-3-460-32198-4

Leichte Sprache ist eine barrierefreie Sprache. Sie zeichnet sich durch ein übersichtliches Schriftbild aus. Ihre Sätze sind einfach und klar. Sie überwindet den Graben zwischen einer mündlichen einfachen Sprache und einer komplexen Schriftsprache. Sie ist deshalb gut zu verstehen. Leichte Sprache ist eine zielgruppenorientierte Sprache. Sie spricht besonders Menschen mit Lernschwierigkeiten an. Menschen mit geistiger Beeinträchtigung fühlen sich angesprochen. Aber auch Menschen mit Demenz nehmen die einfache Sprache gerne auf. Menschen mit Migrationshintergrund oder Geflüchtete sind dankbar für diese Sprache. Diese Sprache formuliert schwer Verständliches konkret. Sie drückt auch Mitgedachtes aus. Sie macht ein Verstehen für alle leicht.

Leichte Sprache steht in der jesuanischen Tradition. Gezielt greift Jesus Christus Gleichnisse und Bilder aus der Alltagswelt auf. Sie machen seine Botschaft anschaulich. Leichte Sprache stellt sich in der Bibel in leichter Sprache religiösen Texten. Die Texte bringen Besonderes zur Sprache. Das ist Gottes Wort. Alle sollen es lesen, hören und verstehen können. Dieser Ansatz wird konsequent durchgehalten. In drei Bänden werden die Evangelien der katholischen Leseordnung A, B und C in eine barrierefreie Sprache übersetzt. Eine weitere Reihe für Selbstleser bietet thematisch zusammengestellte Textsammlungen an wie „Jesus erzählt von Gott“ und „Jesus hilft den Menschen“.



Vom Druckbild weckt die „Bibel in Leichter Sprache“ den Eindruck eines Lektionars. Sie begegnet mittlerweile oft in Gottesdiensten für alle. Viele Liturgen sind dankbar. Sie haben endlich einen Text, der für alle verständlich ist. Bei der Übertragung der Texte sind auch Menschen mit Lernschwierigkeiten beteiligt. Das ist eine Grundregel für die barrierefreie Sprache. Erst wenn diese Prüfer ihr OK geben, erhält der Text das Qualitätssiegel für Leichte Sprache. Je nach Personengruppe im Gottesdienst kann der Text noch weiter bearbeitet werden.

Die „Bibel in Leichter Sprache“ ist Teil des Projektes „Evangelium in Leichter Sprache“. Seit November 2013 überträgt das Team Dieter Bauer, Claudio Ettl vom Katholischen Bibelwerk und Sr. M. Paulis Mels FSGM Woche für Woche das Evangelium des jeweiligen Sonn- und Feiertags in Leichte Sprache. Eine Künstlerin erstellt ein erläuterndes Bild. Dazu kommen exegetisch-theologische Kommentare zur Schriftstelle und zum übertragenen Text. Hinweise zur katechetisch-pastoralen Arbeit und der Text der Einheitsübersetzung folgen. Danach wird der Text auf der Website www.evangelium-in-leichter-sprache.de veröffentlicht. Er ist dort zum kostenlosen Download bereit. Ebenso ist ein Video zur Übersetzung in die Deutsche Gebärdensprache eingestellt. Die Audiofassung steht ebenfalls zur Verfügung. Ein Textübertragungsprozess dauert in der Regel 9-10 Wochen.

Die unersetzbare Übersetzungs- bzw. Übertragungsarbeit der Autorengruppe „Evangelium in leichter Sprache“ kann nicht hoch genug gewürdigt werden. „Die Übersetzungsarbeit bringt den Menschen die Botschaft näher und hilft, die Tür zum Wort Gottes zu öffnen“, so Dieter Bauer. „Wir versuchen von der Zielgruppe her zu denken, den (erwachsenen) Menschen mit geistiger Behinderung oder mit Lernbehinderung. Ihr Verständnis zu gewinnen, ist das A und O. Dafür müssen wir einiges opfern, was exegetisch, dogmatisch oder kirchlich wichtig wäre.“ Es geht also nicht um „coole ‘Formulierungen’, sondern um das, was dahinter steckt. Das sollte vermittelt werden!“ Den übertragenen Texten ist das Ringen um das Übermitteln der theologischen (Kern-) Aussage und die religiöse Tiefe anzumerken. Die ständige Herausforderung lautet für das Autorenteam: „Wo kommt die Verständlichkeit an ihre Grenze und muss eine Übertragung zwangsläufig die Mehrdimensionalität biblischer Texte vereinfachen?“

Christoph Beuers

Dieter Bauer, Claudio Ettl, Paulis Mels, Anja Janik

Jesus begegnet den Menschen

Bibel in Leichter Sprache

Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk. 2019

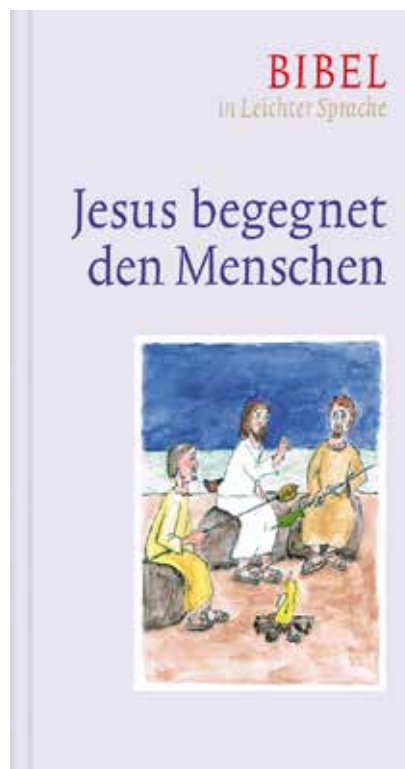
96 Seiten m. farb. Abb.

16,95 €

ISBN 978-3-460-321993-1

Es ist erstaunlich, welche Kraft in den in Leichter Sprache verfassten Texten steckt, wenn man die 18 Geschichten hintereinander liest: Sehr häufig wird direkte Rede verwendet. Das macht die erzählte Begegnung lebendig und „lebensecht“. Manch einer wird sich fragen, ob das legitim ist – wir kennen nicht den genauen Wortlaut der Dialoge aller Begegnungen, die hier im Buch erwähnt werden. Aber mit der gebotenen Redlichkeit wird dem Geist der jeweiligen Erzählung entsprochen.

Für Menschen, die sich zum ersten Mal mit biblischen Texten befassen, für Menschen, die einen barrierefreien Zugang benötigen und auch für Kinder wird die Intention der Begegnungen nachvollziehbar. Der sprachliche Ausdruck orientiert sich an unserer Alltags- und Gegenwartssprache. Allerdings reicht eine Übersetzung in Leichte Sprache nicht aus. Damit die Texte als biblische Texte gelesen und gehört werden können, sind verschiedene Aspekte der Elementarisierung zu berücksichtigen (vgl. dazu: C. Beuers und J. Straub, Arbeitshilfe Elementarisierung, Bistum Limburg). (1) Beim Aspekt elementare Grundlagen geht es um eine theologische Auswahl der unverzichtbaren Inhalte eines biblischen Textes im Sinne des spezifisch Christlichen und Zentralen des Glaubens. Beispiel: Das Gespräch des auferstandenen Jesu mit Petrus Joh 21,1-19. (2) Der Aspekt elementarer Erfahrungen thematisiert die allgemein-menschlichen Grunderfahrungen des Lebens. Eine Neuorientierung nach der Begegnung mit Jesus wird möglich. Beispiel: Jesus begegnet einem Betrüger Lk 19,1-10. (3) Der Aspekt elementare Anfänge meint: Biblische Texte sollen Menschen in ihrer jeweiligen Lebenswirklichkeit erreichen. Das macht eine Orientierung an ihren Ressourcen und Voraussetzungen notwendig. Welche Wahrnehmungs-

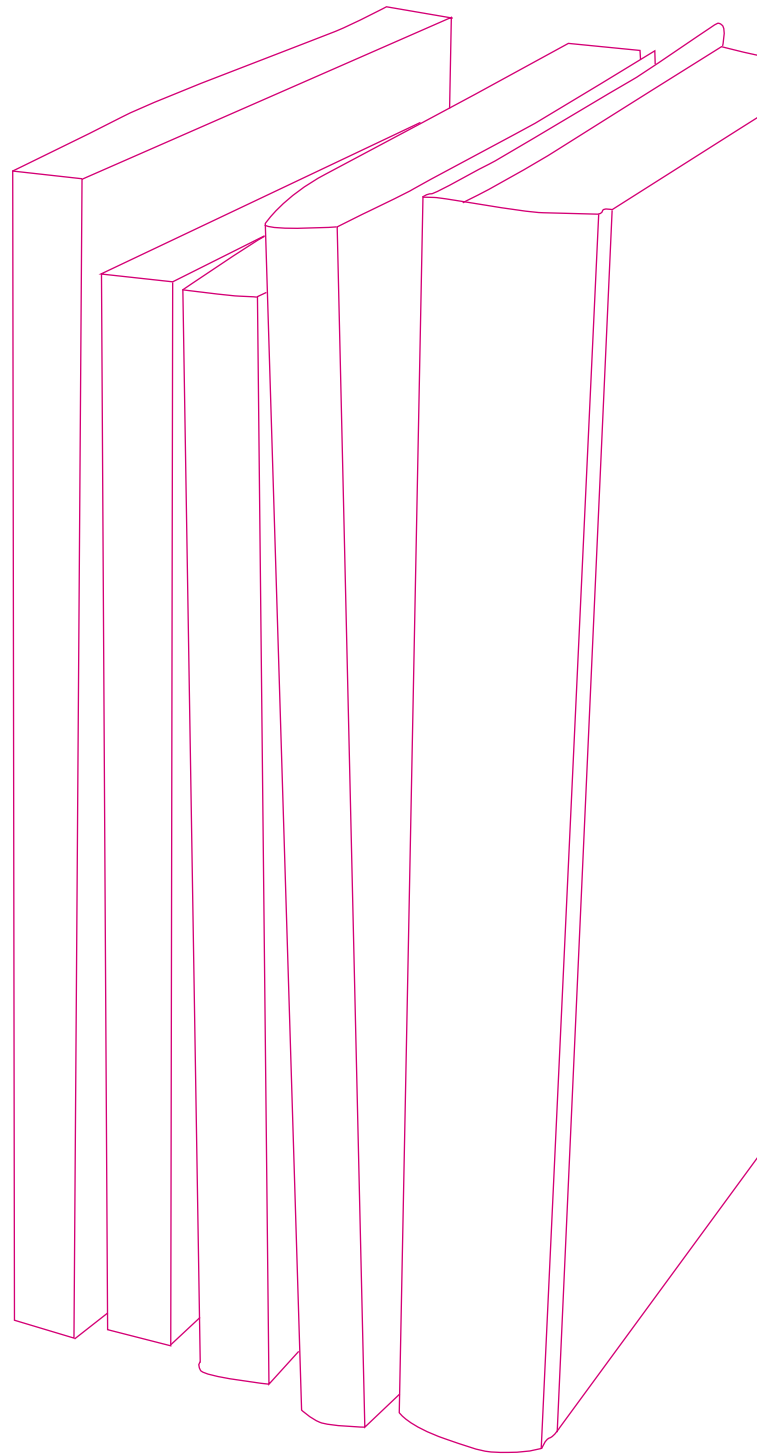


Denk- und Urteilsformen liegen vor? Sich damit eingehend zu befassen hilft, sich auf die möglichen Fragen vorzubereiten. Beispiel: Jesus begegnet einer traurigen Mutter Lk 7,11-17.

Mit den Elementarisierungen der biblischen Erzählungen gelingt es eindrucklich zu zeigen, wie die Begegnung mit Jesus das Leben vollständig verändern kann. Vorausgesetzt: Die Menschen lassen sich auf seine Worte und sein Beziehungsangebot ein. Die Begegnungsgeschichten umfassen den Lebenszyklus von Jesus aus der Sicht des Evangelisten Lukas mit Ergänzungen aus dem Johannes-Evangelium.

Die biblischen Texte sind so verfasst, dass man neugierig werden kann, was denn sonst noch in der Bibel steht. Sie laden ein, mit den Texten zu arbeiten in der visualisierten Darstellung, in szenischen Anspielen, im Ausgestalten eines Bibliodramas oder mit biblischen Erzählfiguren. Wenn das Beziehungsgeschehen in den Mittelpunkt rückt, wird die Intensität der Begegnungen lebendig und faszinierend. Das ist mit den vorliegenden Elementarisierungen gelungen.

Dagmar Bickmann



Gerhard Büttner / Larissa Carina Seelbach

Kinder und die großen Antworten
Generationsübergreifende Impulse für Schule und Gemeinde

Unter Mitarbeit von Michael Klein

Stuttgart: Calwer Verlag, 2019

192 Seiten mit farb. Abb.

24,95 €

ISBN 978-3-7668-4457-6

Nach den „großen Fragen“, die in naturwissenschaftlichen wie in theologisch-philosophischen Büchern kindgerecht gestellt und unter Rückgriff auf die wissenschaftlichen Erkenntnisse beantwortet wurden, möchte das vorliegende Buch die theologischen Fragen der „Kinder und die großen Antworten“ der Kirchenlehrer Augustinus, Anselm von Canterbury und Thomas von Aquin, aber auch die Martin Luthers miteinander vermitteln. Ziel ist es, einerseits einen Schatz an Impulsen für die Gemeindegarbeit und die Schule zur Verfügung zu stellen und andererseits Generationen miteinander ins Gespräch zu bringen.

Dabei kritisieren die Autoren durchaus, dass in den gängigen kindertheologischen – von der modernen Theologie geprägten – Ansätzen insbesondere zwei Defizite erkennbar seien: Im Dienste einer „Inklusion“ versuchten sie einerseits Trennendes zwischen den Konfessionen und den monotheistischen Religionen zu überspielen und andererseits aporetische oder paradoxe Gedankengänge zu umgehen. Tragen die bisherigen kindertheologischen Bemühungen damit tatsächlich bei zu einem gewissen Relativismus ihrer Antworten und letztlich zu einer Religiosität junger Menschen bei, die der Komplexität unserer Welt und der herausfordernden Ereignisse im Leben junger Menschen nicht gerecht wird? Einer so geförderten, von den „Merkmale amerikanischer Teenagertheologie“ geprägten Religiosität möchten die Autoren demgegenüber neue Impulse geben, indem sie auf „vormoderne“ theologische Klassiker zurückgreifen, die dem metaphysischen, philosophisch-spekulativen Denken nicht nur von Kindern entsprächen.



Dazu wird nach einer kurzen Einführung zunächst jeder der Theologen auf zwei Seiten – auf der einen Seite ein Bild, auf der anderen ein kindgerechter Infotext –knapp vorgestellt mit biographischen Angaben, seinen Grundgedanken und dem jeweiligen zeitgeschichtlichen Hintergrund. In 24 Kapiteln werden dann Bilder und Texte zu konfessionsübergreifenden religiösen Fragen dargeboten wie: Kann man Gott beweisen?, Warum gibt es das Böse?, Kommt etwas nach dem Tod? – Fragen also, die Kinder und Theologen gleichermaßen beschäftigen.

Zu Beginn eines jeden Kapitels findet sich ein einseitig gedrucktes Kunstwerk, wobei unterschiedlichste Epochen und Stile berücksichtigt werden. Es folgen ein oder mehrere kurze Texte der genannten Theologen zur Thematik, die nicht in kindgerechte Sprache übersetzt sind, dann ein weiterer Text, häufig eine thematisch passende Erzählung, ein Gedicht oder eine Parabel. Sowohl zu jedem der dargebotenen Bilder als auch zu den Texten findet sich im Anschluss jeweils eine kurze, inspirierende und hilfreiche Erläuterung, bevor dann jeweils im vierten Absatz jeden Kapitels Kinder zu Wort kommen in Zitaten aus Interviews mit Kindern, in kurzen Erzählungen, die Kinder sprechen lassen, oder in von Kindern selbst erstellten Texten wie neu gedichteten Liedstrophen. Jedes Kapitel endet mit einer Reihe methodischer Vorschläge oder Frageimpulse, die wertvolle Hinweise für Unterrichtsgestaltung bieten und sicherlich auch in der Gemeindegemeinschaft hilfreich sind. Dies gilt ebenso für die hochwertig gedruckten Kunstwerke und die thematisch passenden Texte, die baukastenähnlich eine Fundgrube für religionspädagogisches Arbeiten bilden.

In einem letzten Teil des Buches finden sich geistliche Impulse zu allen im Hauptteil thematisierten Fragen. Diese zeigen einen parallelen Aufbau: Einem Lied (meist aus dem Evangelischen Gesangbuch, sind doch alle Autoren evangelisch) folgt ein Bibelvers, darauf eine beinahe halbseitige Reflexion der thematisierten Frage anhand des Bibelverses; den Schluss bilden wiederum ein Lied sowie ein abschließendes Gebet. Diese Impulse können zum Abschluss einer thematischen Einheit zu den Fragen des Buches genutzt werden, aber auch ganz unabhängig davon als geistliche Andacht zu verschiedensten Anlässen.

Es ist ein Verdienst des Buches, zu so vielen zentralen theologischen Fragen des Christentums passende Bilder, Texte, Zitate und methodische Vorschläge gesammelt zu haben. Für den Erwachsenen, der eine Einheit zu einem der dargebotenen Themen vorbereitet, die in jedem Religionsunterricht aller Altersstufen wie in der religionspädagogischen Arbeit mit Erwachsenen Berücksichtigung finden, ist es daher hilfreich und tatsächlich eine Fundgrube, die außerdem äußerst ansprechend gestaltet ist. Zweifellos kann so über Generationen hinweg eine fruchtbare Auseinandersetzung mit den von den vier großen Theologen behandelten Fragen und Themen gelingen. Ob es aber zu einem echten Dialog kommt, bleibt fraglich. In der Erwachsenenkatechese wird man dazu wohl eher auf die im Buch dargebotenen Kinderäußerungen zurückgreifen, ein wirklich dialogisches Vorgehen in generationsgemischten Gruppen wird methodisch nicht angeregt. Ebenso bleibt es bei einer Gegenüberstellung der theologischen Texte mit den Kinderäußerungen. Dass Kinder tatsächlich die sprachlich diffizilen, inhaltlich komplexen Zitate von Augustinus, Anselm, Thomas von Aquin oder Martin Luther zu Rate ziehen und aus ihnen Antworten erschließen werden, ist kaum denkbar. Ob eine komplexere Teenagertheologie als die zuvor von den Autoren zu Recht kritisierte erreicht wird und aufgrund der Vielfalt und Differenziertheit der dargebotenen Materialien die Defizite anderer zeitgenössischer kindertheologischer Werke überwunden werden, ist keineswegs sicher. Dennoch erreicht das Büchlein sein Ziel: Es bietet konfessionsübergreifend wertvolle Anregungen nicht nur für die eigene Lektüre, sondern auch zur Vorbereitung religionspädagogischer Veranstaltungen in verschiedenen Altersgruppen.

Ute Lonny-Platzbecker

Dogmatik

Lehramt

Glaubensbekenntnis

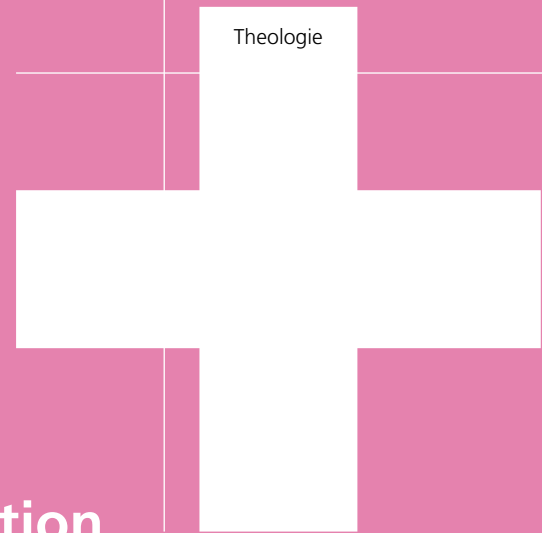
Christentum

Engelsgesang

Weihnachten als Provokation

Gott heute

Theologie



Barth

Onkel Willi

Thomas Ruster

Balance of Powers

Für eine neue Gestalt des kirchlichen Amtes

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag, 2019

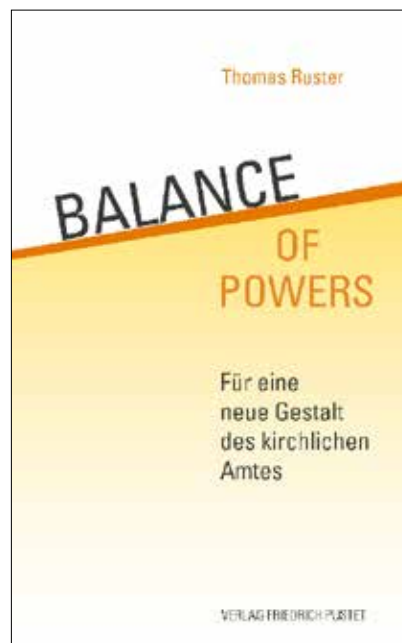
231 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-7917-3099-8

Zu den großen, zweifellos besorgniserregenden Problemen, die die katholische Kirche vielleicht nicht überall, sicherlich aber in unseren Breiten belasten und einer Lösung bedürfen, gehört der Mangel an Priestern, die in den Gemeinden tätig sind. Und so wird an vielen Orten und auf vielen Ebenen über die Frage nachgedacht, wie die Weichen auf eine bessere Zukunft hin gestellt werden könnten, ja müssten. Im Chor der Stimmen, die sich hier äußern, hat sich nun der Verfasser des vorliegenden Buches in nachdrücklicher Weise zu Wort gemeldet. Was er vorschlägt, übertrifft an Entschiedenheit und Andersartigkeit bei weitem das, was sonst zu diesem Thema zu hören und zu lesen ist.

Thomas Ruster eröffnet sein Buch sogleich mit der Vorstellung seines Vorschlags. Er hat diese Konturen: Das kirchliche Amt, wie es sich im Laufe der Zeit entwickelt hat und im Sinn des II. Vatikanischen Konzils und der de facto geübten Praxis in der Weihe durch den Bischof übertragen wird, umfasst drei Ämter: das prophetische (der Verkündigung), das priesterliche (des gottesdienstlichen Opfers) und das königliche (der Leitung der Gemeinde). Ursprünglich machten diese drei Ämter aus, was Jesus, den menschengewordenen Sohn Gottes, auf dem Weg seines Lebens und Wirkens kennzeichnete. Lassen sich Menschen taufen, so wird in diesem sakramentalen Akt ihre Gemeinschaft mit Jesus begründet und so auch an seinen drei Ämtern Anteil gegeben. Das ist die Weihe, die jeden Christen prägt. An sie kann angeknüpft werden, wenn es nun gilt, die drei Ämter, die das Priesteramt bestimmen, zu entflechten. Das bedeutet: Der Bischof kann und sollte einzelne Glieder einer Gemeinde mit der Aufgabe der Verkündigung, andere mit der Aufgabe der Leitung und schließlich wieder andere mit der Aufgabe des Vorsitzes im eucharistischen Gottesdienst betrauen.



Diese so in Dienst Genommenen nehmen ihr Amt auf Zeit wahr. Es können ebenso Männer wie Frauen sein. Sie brauchen nicht zölibatär zu leben. Ein unauslöschliches Mal wird ihnen nicht eingeprägt. Was das Leben in seiner Ganzheit bestimmt, ist bereits das Getauftsein. Wichtig ist jedoch, dass die mit der Wahrnehmung der drei Dienste Betrauten eine gute Zusammenarbeit üben – eine „balance of powers“ praktizieren.

Was der Verfasser im Sinn hat und zur Lösung vieler kirchlicher Probleme vorschlägt, ist gleichzeitig das Ergebnis einer umfangreichen und hochdifferenzierten Erörterung biblischer und kirchlicher Entwicklungen in der tria-munera-Lehre. Diese war zu ihrer breitesten und folgenreichsten Entfaltung in den Entscheidungen des II. Vatikanischen Konzils gekommen. Sie berührt sich auch an nicht wenigen Stellen mit Positionen, die in einigen reformatorischen Kirchen vertreten werden.

Erwin Dirscherl / Markus Weißer

Dogmatik für das Lehramt
12 Kernfragen des Glaubens

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag, 2019

398 Seiten

29,95 €

ISBN 978-3-7917-3050-9

Der Beitrag, den Ruster mit diesem Buch zur intensiv laufenden Debatte über den Sinn und die Form des kirchlichen Amtes leistet, ist in mehrfacher Weise zu begrüßen. Er lädt zur Prüfung eines sehr ungewöhnlichen Konzepts der kirchlichen Ämtertheologie ein und macht sensibel für Motive, die gewöhnlich nicht erörtert werden, obwohl sie in ihr ihren Platz haben könnten und sollten. Wer sich in die Ausführungen vertieft, lernt einen nicht unbedeutenden Strom der Gestaltung der kirchlichen Wirklichkeit in der Geschichte neu kennen.

Ob der Vorschlag, den der Verfasser macht, wirklich zu einer Lösung der kirchlichen Probleme beiträgt, kann allerdings doch bezweifelt werden. Der Preis für eine Durchsetzung des alternativen Profils wäre hoch: Was bislang in seinen Konturen deutlich erfahrbar war, würde an Deutlichkeit verlieren. Und dies wiederum würde eine verlässliche Identifikation mit der Gemeinde, in der und für die Beauftragten tätig sind, erschweren. Und dann auch dies: Würden in Zukunft die kirchlichen Dienste in der Regel nur auf Zeit und sogar im Nebenamt versehen, so wäre die existentielle Identifikation, die bislang in den Formen, in denen die Träger der Ämter lebten, angezielt war, möglicherweise nur noch auf der Basis der jeweils persönlichen Entscheidung, aber nicht mehr in den eingespielten und erkennbaren Formen wirklich. Schließlich bleibt zu fragen, was das im Sinne des Verfassers modifizierte Konzept des kirchlichen Amtes für die Theologie des Bischofsamtes bedeutet. Dies bleibt auffallenderweise unerörtert. So bleibt – summa summarum –, dass dieses Buch im Blick auf die anstehenden Entwicklungen sowohl positive Anregungen als auch kritische Fragestellungen bietet.

Werner Löser SJ

„Früher war mehr Dogmatik!“, so könnte man Lorient variieren – und sich auch in diesem Falle jenes ominöse „Früher“ nicht zurückwünschen. Denn die Lehrbücher „nach den Grundsätzen des heiligen Thomas“, die ein Studium der katholischen Theologie bis in die 1960er-Jahre hinein prägten, explizierten selbstbewusst ein mächtiges Satzgebäude, sahen jedoch kaum Platz für Fragen und Glaubensnöte des modernen Menschen vor (umso mehr für die zu widerlegenden „Irrtümer“). Das hat sich mittlerweile gründlich geändert, und die „Dogmatik für das Lehramt“ steht dafür ein.

Die Verfasser Erwin Dirscherl und Markus Weißer lehren in Regensburg Theologiestudenten, die heute zum großen Teil „Schule“ als ihren künftigen Wirkungsort anstreben. Das legt nahe, die wissenschaftliche Darlegung so auszurichten, dass gerade bei den großen Traktaten wie Gotteslehre, Soteriologie oder Eschatologie das, worum es eigentlich geht – das Leben unter der Annahme, dass Gott sich „in“ Jesus Christus ausgesprochen hat –, nicht im Dickicht der dogmengeschichtlichen Feinheiten untergeht. „Theologie hat also keinen theoretischen Selbstzweck, und auch Dogmen sind nicht um ihrer selbst willen da.“ Diesen Satz aus der Einleitung lösen die Autoren in den zwölf Kapiteln „im Modus der Frage“ glänzend ein. Nach einer kleinen Apologie des fraglichen und fragwürdigen Glaubens stellt sich Erwin Dirscherl sogleich der Gottesfrage: „Der sprechende Gott und sein Wort stehen im Zentrum des Alten und Neuen Testaments.“ Wer christlich von Gott künden möchte, muss sich an dieses Wort halten, es auslegen und in sein Leben lassen, „wobei dem bischöflichen Lehramt eine entscheidende, aber nicht alleinige Verantwortung zukommt“.



Diejenigen, die im schulischen Lehramt stehen, wissen um die Sisypusarbeit, die mit jedem der hermeneutischen Schritte verbunden ist. Als geradezu berüchtigt kann die konfrontative Missdeutung von Genesis 1 gelten. Wie rasch und gedankenlos wird der göttlichen Schöpfung der (in der Regel kaum reflektierte) „Urknall“ entgegengestellt. Die schöne Überschrift des dritten Kapitels – „Der Mensch – frei gesetzt aus Sternenstaub?“ – buchstabiert die tiefsinnigere Alternative: Empirisch betrachtet ist der Mensch tatsächlich kosmischer Staub. Der Glaube fragt jedoch weiter und erkennt in der Dynamik des menschlichen Seins, im Streben nach Sinn und Liebe, nach Verantwortung und Schuldbewältigung eine göttliche Dimension. „O glückliche Schuld, Welch großen Erlöser hast du gefunden!“, so heißt es im Exsultet der Osternacht. Ein kühner, ja verrückter Satz, in dem gleichwohl die christliche Theologie kulminiert. Dirscherl legt die soteriologische Gedankenfolge so geerdet wie präzise dar und schließt: „Mit Blick auf die menschengewordene Liebe Gottes gibt es keine Sünde, angesichts derer der Mensch nicht die Hoffnung haben darf, Vergebung zu finden – felix culpa.“

Auch für eines der beiden eschatologischen Kapitel findet sich in dieser fragenden Dogmatik eine Überschrift, die in den klassischen Lehrbüchern kaum vorstellbar wäre: „Wer früher stirbt, ist länger tot?“, so anspielungsreich Markus Weißer, der mit der Phänomenologie des Todes, mit dem „Sein zum Tode“ (Martin Heidegger) ansetzt, um dann die christliche Antwort durch die „lebenslange Spannung von Passivität und Aktivität“ aufscheinen zu lassen: „Im Tod bzw. im Leben, das auf den Tod zielt, kann der Mensch am Geheimnis seiner Existenz verzweifeln, oder sich ihm in Liebe öffnen und ins Unüberschaubare hinein anvertrauen.“ Was der zweite Weg mit der Nachfolge Jesu zu tun hat, was sich heute noch mit den „räumlichen Metaphern Himmel – Hölle – Fegefeuer“ veranschaulichen lässt, auch das lässt sich dieser Dogmatik entnehmen, die von den klassischen Traktaten geprägt ist und zugleich die Perspektive des angefochtenen Bewohners der Moderne aufnimmt. „So bleiben Fragen offen und zur weiteren Diskussion gestellt“, heißt es gegen Ende des abschließenden Kapitels („Auferstehung des Leibes?“), das naturgemäß keinen Schlusspunkt setzen kann.

Erwin Dirscherl und Markus Weißer haben ein kenntnisreiches und anregendes Werk verfasst, das auch Lesern mit langer „Lehramt“-Erfahrung ein sinnvolles und ermutigendes Dogmatik-Update schenkt.

Christian Heidrich

Ulrike Link-Wieczorek / Uwe Swarat (Hg.)

Die Frage nach Gott heute

Neue ökumenische Zugänge zu klassischen Denktraditionen

Eine Studie des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses (DÖSTA)

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2019

141 Seiten

18,00 €

ISBN 978-3-374-060632-4

Die am 6. November 2015 vom Deutschen Ökumenischen Studienausschuss (DÖSTA), also der theologischen Kommission der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland (ACK), nach fünfjähriger Arbeit verabschiedete und 2019 wieder aufgelegte Studie reagiert in ökumenischer Eintracht auf aktuelle atheistische und andere skeptische Einsprüche gegen insbesondere kirchlich betriebene Religion im öffentlichen Raum – allen voran gegen das grundgesetzlich garantierte Recht auf konfessionellen Religionsunterricht an den Schulen. Damit verortet sie sich in einer Meinungslage, die aktuell beispielsweise von der Giordano-Bruno-Stiftung bespielt und zum Teil von der LandeschülerInnenvertretungen in Rheinland-Pfalz und im Saarland aufgegriffen wird. Insbesondere versucht die Studie, dem Verdacht des Autoritarismus und des Fundamentalismus auf dem Feld des religiösen, auf Gott bezogenen Glaubens zu begegnen, und zwar primär argumentativ durch Darlegung biblisch begründeter, konfessionsverbindender christlicher „Lebensorientierung“ (19), die Gott nicht als „General auf dem Hügel“ (9 und 20) auffasst.



Dieser Versuch umfasst fünf Kapitel in einem schmalen Bändchen: I. Gottesfrage, II. Gotteserfahrung, III. Gottesbegegnung, IV. Gottessuche und V. Gotteswirken. An ihrer Redaktion waren maßgeblich beteiligt: Ulrike Link-Wieczorek (evangelisch, EKD, Universität Oldenburg), Werner Klän (evangelisch-lutherisch, SELK, University of Pretoria), Burkhard Neumann (römisch-katholisch, Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik Paderborn, Universität Münster), Uwe Swarat (baptistisch, Theologische Hochschule Elstal) und Athanasios Vletsis (griechisch-orthodox, Ludwig-Maximilians-Universität München).

Die fünf Kapitel wollen weder eine „umfassende christliche Gotteslehre“ (19) noch eine „höhere Mathematik der Theologie“ (9 und 20) anbieten, sondern zeigen, wie die „klassischen christlichen Denktraditionen die Erfahrbarkeit des lebendigen Gottes thematisieren“ (20). Nach einem kurzen ersten Kapitel zu einigen atheistischen und anderen skeptischen Anfragen wird im zweiten Kapitel primär das heilsgeschichtliche Narrativ als biblischer Deutungsrahmen für das eigene individuelle Leben heute herangezogen, sodann im dritten Kapitel die Trinitätstheologie als Schlüssel für eine Rede von der Inkarnation Gottes, vom Wort Gottes, von der Gegenwart Gottes im Sakrament und von der christlichen Nächstenliebe angeboten, die im vierten Kapitel wiederum um Einwände der Negativen Theologie ergänzt wird. Diese vier Kapitel münden schließlich im fünften Kapitel in eine Reflexion des Gebets als Grundform des religiösen christlichen Glaubens.

Die Stärke dieser Studie sehe ich in erster Linie darin, dass aus erkennbar divergierenden konfessionellen theologischen Zugängen ein relativ bündiger gemeinsamer Text gelungen ist. Ob er damit die wie auch immer motivierte Skepsis gegenüber kirchlich regulierten religiösen Glaubensüberzeugungen und -praktiken entkräften kann, erscheint mir hingegen sehr fraglich. Von der Sprache angefangen bis hin zu den Schemata greift er doch zu unmittelbar und zu selbstverständlich auf konfessionell Vertrautes zurück, ohne dieses darüber hinaus für damit Unvertraute weiter aufzuschließen. Eher werden zwischen den Zeilen unterschwellige oder manifeste Loyalitäten sichtbar. Mindestens die Autoritätshörigkeit der eigenen religiösen Tradition gegenüber bleibt damit doch als Einwand vor Atheisten und anderen Skeptikern nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Das 2. Vatikanische Konzil hätte zumindest den katholisch Glaubenden neu ins Stammbuch geschrieben gehört, dass sie sich ruhig in einen wahrhaften Dialog mit ihren Kritikerinnen und Kritikern begeben und sich von diesen etwas sagen lassen können. Hierin hätte diese Studie durchaus mutiger sein können. Alle anderen mit kirchlicher Sprache und Theologie Vertrauten aber, die an einer ökumenischen Selbstvergewisserung zur Gottesfrage heute interessiert sind, können aus diesem schmalen Bändchen eine Fülle von Anregungen für ihr eigenes Nachdenken ebenso wie für ihre Arbeit in Seelsorge und Bildung gewinnen, einschließlich Argumenten im Dialog mit Skeptikerinnen und Skeptikern.

Bernhard Fresacher

Christian Kummer

**An Gott als Person glauben?
Eine Spurensicherung**

Ostfildern: Mathias Grünewald Verlag, 2019

248 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-786733178-8

In fünf klar gegliederten, aufeinander aufbauenden Kapiteln beschäftigt der Autor sich mit der Frage, was es bedeutet, an einen personalen Gott zu glauben. Christian Kummer geht es zunächst um ein naturwissenschaftlich plausibles Gottesverständnis (1. Kapitel). Die absolute Transzendenz Gottes sei ernst zu nehmen. Dieser sei kein Es, kein Gegenstand, aber auch kein Jemand. Anthropomorphe Vorstellungen seien unzureichend. Gott sei als völlig verschieden von der Welt aufzufassen. Diese existiere in restloser Bezogenheit auf Gott. Alles, was sei, verdanke sich der grundlegenden Unterschiedenheit vom Nichts, für die Gott stehe. Gott handle in der Welt nicht. Seine Allmacht sei vielmehr als die seinsverleihende Macht zu verstehen. Sie bestehe darin, das, was ist, zu begründen und im Dasein zu halten.

Vor diesem Hintergrund wird der Glaube an Gott, den Schöpfer, dargestellt (2. Kapitel). Im Blick auf Kosmogenerese und Biogenese lasse sich die Bezogenheit der Dinge auf einen Schöpfergott verstehen, der sie in ihrem Eigensein vom Nichts abhalte. Mitschöpferisch stünden auch die Lebewesen mit ihrer Fähigkeit zu temporärer Selbsterhaltung gegen das Nichts. Eine Konsequenz des Glaubens an den Schöpfer sei die Antwort auf die existentielle Grundfrage des Menschen: Warum gibt es mich? Den einzelnen gebe es, weil Gott ihn wolle. Diese beglückende Einsicht stelle jedem Menschen seine grundsätzlich gültige Daseinsberechtigung vor Augen.



Im Folgenden sucht Kummer die Spuren des Glaubens an Gott als Person, indem er sich auf die Erfahrung der Wirklichkeit bezieht (3. Kapitel). Erfahrung sei hier keinesfalls ein bloß subjektiver, esoterischer Begriff. Sie geschehe im Dialog mit der Wirklichkeit, habe responsorische Struktur. Kummer unterscheidet vier unterschiedliche Weisen, die Wirklichkeit zu erfahren. Sie ergäben sich aus vier verschiedenen Perspektiven. Mit deren Hilfe vergegenständliche das erfahrende Subjekt seine Antwort im Dialog mit dem Anspruch der Realität. Kummer unterscheidet die wissenschaftliche Erfahrung, dargestellt durch ein möglichst objektives Modell, z.B. in der Physik, die künstlerische Erfahrung durch Bezug auf ein Werk, verbunden mit bestimmten subjektiven Erlebnismöglichkeiten, die moralische Erfahrung, einem unbedingten Sollensanspruch gerecht zu werden, und die religiöse Erfahrung. Diese bestehe im Erlebnis, durch ein Unbedingtes angesprochen zu sein.

Die Annäherung an das Heilige (4. Kapitel) beinhaltet den in der Wirklichkeit sich ereignenden Anspruch des Numinosen. Diese zentrale Aussage entfaltet Kummer phänomenologisch und religionspsychologisch sowie im Rekurs auf die Selbsttranszendenz des Menschen. So vorbereitet, stellt der Autor schließlich die Entstehung des personalen Gottesglaubens dar (5. Kapitel). Er entwirft ein dreigliedriges Stufenmodell. Die wesentliche Voraussetzung dafür sei das responsorische Verständnis der Offenbarung Gottes. Diese bestehe in der Antwort des Menschen. So ergebe sich der Stufenweg des personalen Gottesglaubens. Die stufenweise Entstehung des Glaubens an Gott als Person stellt Kummer in einem einprägsamen Schaubild dar: Die unbestimmte Erfahrung des Heiligen nehme nach und nach die Züge eines personalen Gegenübers an (Personalisierung). Eine Person mit einem bestimmten Namen, für die Christen Jesus, die Ikone Gottes, verkörpere das personale Gegenüber Gottes (Ikonisierung). Schließlich stehe die Glaubensgemeinschaft vor der Notwendigkeit, die Erfahrung des personalen Gottes in der Reflexion des Glaubens und in dessen Weitergabe in neue kulturelle Kontexte zu systematisieren (Dogmatisierung). Klar benennt der Autor die Grenzen seiner überzeugenden Reflexionen: Das Schema mache zwar die Genese des Glaubens an den personalen Gott plausibel. Es sei aber kein Beweis für die Existenz Gottes. Was bleibe, sei die Option, die Hoffnung, die Sehnsucht des Menschen, der persönliche Gott möge aller Wirklichkeitserfahrung zugrunde liegen.

Kummers vielschichtige Ausführungen und die anschauliche Darstellung zeigen, dass es ihm um eine persönliche Frage geht. Mit seiner Spurensicherung macht der Autor den Glauben an Gott als Person intellektuell nachvollziehbar. Dabei nimmt er den Leser mit auf eine interessante geistige und geistliche Bergwanderung. Das lesenswerte Buch verlangt die konzentrierte, ausdauernde Lektüre. Den Verfasser bei der Vorstellung, Entfaltung und Durchdringung seiner Ausgangsfrage zu begleiten, die ihn schon seit mehreren Jahren beschäftigt, macht es den Rezipienten möglich, ihren eigenen Glaubensweg in den Blick zu nehmen. Der gemeinsame Weg lohnt sich. Eine einprägsame, ermutigende Metapher bleibt besonders in Erinnerung: Jedes noch so kleine, uneindeutige religiöse Anfangserlebnis könne durch die Antwort im Gebet von einem Funken zum Feuer der Gottesliebe werden.

Heribert Körlings

Ulrich Lüke

Das Glaubensbekenntnis vor den Anfragen der Gegenwart

Freiburg: Herder Verlag, 2019

288 Seiten m. s-w Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-451-37798-3

Das Ziel des Buches ist eine Auslegung der Glaubensbekenntnisse. Apostolikum und das Bekenntnis von Nikäa-Konstantinopel finden in den Ursprachen und in der deutschen Übersetzung Berücksichtigung. Die meisten Kapitel folgen versweise dem Text, eingestreut sind vier „Fokus“-Kapitel, die Schöpfung, Schuld, Heilsbedeutsamkeit Jesu und Auferstehung noch einmal diskutieren. Hinzu kommt eine Einführung zur Geschichte der Symbola am Anfang und ein Kapitel über die trinitarische Struktur des Glaubensbekenntnisses in der Mitte. So kommt das Buch auf insgesamt 10 Kapitel und 49 Unterkapitel.

Im Kapitel über den Artikel zu Gott, dem Schöpfer, weist Lüke naturwissenschaftliche Entwürfe einer „Theory of Everything“ (TOE) zurück, weil hier aus einer nur aus der Religion verstehbaren Einheitssehnsucht heraus Zukunftserwartungen behandelt werden, für deren Einlösbarkeit durch künftige Physik von heute aus gesehen nichts spricht. Das Kapitel, das die Schöpfung in den Fokus rückt, befasst sich mit der *creatio continua*, die Lüke von dem Begriff der strengen Gegenwart her zu erfassen sucht, um ein Auseinanderfallen des anfänglichen und des ständigen Schöpfungshandelns Gottes zu überwinden.

Das Kapitel über die Dreieinigkeit referiert zunächst die biblischen Anknüpfungspunkte, hebt dann drei Strukturmomente des Dogmas hervor: Es partizipiert so an der Wahrheit, dass es zugleich über sich hinausweist, bleibt auf das schon angebrochene und zugleich ausstehende Heil bezogen und hat seine Heimat im Kommunikationsraum der Kirche. Diskutiert werden die Einheit oder Unterscheidbarkeit von immanenter und ökonomischer Trinität sowie die Anwendbarkeit des Personenbegriffes angesichts seines Bedeutungswandels; in



Form einer Tabelle werden trinitätstheologische Häresien benannt sowie mathematische, physikalische, ontologische, anthropologische und soziale Analogien kritisch vorgestellt. Abschließend urteilt Lüke, dass alle Trinitätsspekulation dem Abzahlen eines unbezahlbaren Kredits gleicht, den wir Menschen mit der Formulierung des Trinitätsdogmas aufgenommen haben: Der Mensch könne über Gott nur als Mensch denken und sei deshalb nie mit ihm fertig, sondern bleibe immer Anfänger.

Das abschließende Kapitel „Im Fokus: Auferstehung“ profiliert den Auferstehungsglauben gegen Identifizierungen mit dem Weiterleben des Menschen in seinen Werken und gegen Versuche der künstlichen Lebensverlängerung mit modernen, etwa gentechnischen Instrumenten. Dann referiert und kommentiert er verschiedene Zugänge zum Auferstehungsdogma: Die Ganztodhypothese lehnt er ebenso ab wie alle Begriffsbildungen, die zwischen Körper und Seele eine dritte Instanz wie „Leib“ oder „Gestalt“ einfügen wollen, schließlich alle Vorstellungen einer zeitlich gestreckten Situation zwischen dem individuellen Tod und dem jüngsten Tag, auch die einschlägige Formulierung des Katechismus der katholischen Kirche. Die Lösung Lükes sieht die Auferstehung im Tod identisch mit der Auferstehung am Jüngsten Tag; nur in der Hinterbliebenenperspektive gebe es eine zeitliche Trennung, da im „Jenseits“ keine Zeit mehr vergeht. Materie sei ohnedies nicht identitätsstiftend, da wir uns bei jedem Stuhlgang von Materie trennen und in jeder Mahlzeit andere aufnehmen. So trennen wir uns auch im Tod von etwas, das für unsere Identität keine Bedeutung hat.

Diese drei Gedankengänge habe ich herausgegriffen, um exemplarisch zu zeigen, wie Lüke in den textorientierten und in den Fokuskapiteln vorgeht: Es ist also ganz überwiegend ein dogmengeschichtlich argumentierendes Buch, wobei ich zwischen den einzelnen Kapiteln keinen roten Faden außer dem Text des Glaubensbekenntnisses habe finden können. Schaut man sich das Literaturverzeichnis an, liegt der Schwerpunkt bei Theologen des 20. Jahrhunderts.

Die Auslegung des Glaubensbekenntnisses ist die Aufgabe des Katechismus, der als Lehrbuch der Kirche von hochrangigen Stellen verabschiedet wird. Was braucht man mehr? Der Titel des vorgelegten Buches verspricht eine Auseinandersetzung mit den „Anfragen der Gegenwart“; der Klappentext spricht vom naturwissenschaftlich orientierten Denken. Obwohl Lüke ein abgeschlossenes Biologiestudium hat, kommen dezidiert naturwissenschaftliche Themen nur an den beiden oben erwähnten Stellen vor.

Damit verfehlt das Buch seinen Anspruch, ein „Überblickswissen“ zu vermitteln, denn dazu müsste dem Leser transparent gemacht werden, warum gerade diese Debatten an der Zeit sind und keine anderen und was es dem Rezipienten „existentiell“ nützt, sich den herausgeschälten Sichtweisen anzuschließen. Am Anfang des Buches schildert Lüke anrührend die Begegnung mit einem alten Ehepaar, das sich mit dem gemeinsamen Singen des Glaubensbekenntnisses über eine bedrückende Lebenssituation mit eingeschränkter Wahrnehmungs- und Bewegungsfähigkeit hinwegtröstet. Den alten Leuten hilft, dass sie den Gesang auswendig können; die Argumentationen des vorliegenden Buches würden sie nicht verstehen.

Karl Vörckel

Christoph Theobald
Christentum als Stil
Für ein zeitgemäßes Glaubensverständnis in Europa

Freiburg: Herder Verlag. 2018

367 Seiten

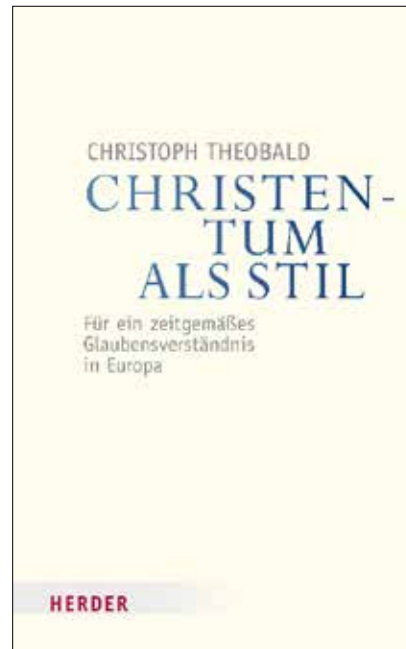
38,00 €

ISBN 978-3-34971-3

„Auflösung oder Reform?“, vor dieser Alternative stand „das Christentum“ Europas in den Augen des Autors schon im Jahr 2015, als er in Regensburg die Joseph Ratzinger-Gastprofessur innehatte. Sie bildet das Grundgerüst für den inzwischen mit viel Aufmerksamkeit bedachten und hier zu besprechenden Band. Für Christoph Theobald kumuliert diese dezidiert europäische Frage konkreter in der Formulierung „Wie kann heute Hoffnung gemeinsam bezeugt und gegenseitiges Vertrauen ermöglicht werden?“ Der Fundamentaltheologe und Dogmatiker an der französischen Hochschule der Jesuiten in Paris (Centre Sévres) gliedert seine Überlegungen in fünf Kapitel und folgt dabei den beiden Reden von Papst Franziskus vor dem Europaparlament am 25. November 2014.

Ausgehend von der Diagnose, Europa stehe am Scheideweg, und einer Entwicklung des pastoralen Prinzips des II. Vatikanischen Konzils (I.) begreift er Europa als „Missionsland“, aber findet Glauben auch, wo man ihn nicht vermutet (II.). Theobald diagnostiziert als Zeichen der Zeit einen „Religionspluralismus in religionsneutralen Gesellschaften“, ein neues Gewaltpotential (III.) sowie „ökologische und transhumanistische Herausforderungen“ (IV.), um schließlich Kirche als Institution „im Werden“ (V.) zu beschreiben.

Die Ergebnisse von Theobald sind – zumindest im Schlusskapitel des Bandes – griffig formuliert und ergeben sich aus seiner genauen Kenntnis der Konzilstexte, vor allem *Gaudium es Spes, Nostra Aetate, Ad Gentes* und *Dignitatis Humanae* sowie des Werkes von Karl Rahner, dessen französische Gesamtausgabe er betreut, und der gastfreundlichen Grundhaltung, die der französische Episkopat in



seiner Kampagne „proposer la foi“, „den Glauben anbieten“ schon in den neunziger Jahren an den Tag gelegt hatte: „Ohne von vorneherein danach zu fragen, wo [...] die Zukunftschancen Europas liegen, sollten wir Christen für unseren Glauben um Gastfreundschaft werben und dabei gleichzeitig konkret anbieten, was wir zur Formung eines neuen europäischen Selbstbewusstseins anbieten können.“ (326) Entscheidend ist dabei, dass das Christentum angesichts des herrschenden Religionspluralismus und zugleich weit verbreiteten Agnostizismus in einem „postmetaphysischen“ Zeitalter nicht mehr als notwendig und selbstverständlich kulturprägend angesehen wird und also nur noch angeboten und nicht mehr befohlen oder bedingungslos vorausgesetzt werden kann. Anders als Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI. legt er dabei das Christentum nicht auf seine griechisch/römische Verlaufsform fest, die sich in Europa ausgebildet hat, sondern glaubt, dass es „in allen Sprach- und Kulturkreisen mit Gastfreundschaft rechnen kann“ (329). Wie er dabei den Kern und wie den vernachlässigbaren „Rand“ des christlichen Glaubens definiert, bleibt allerdings offen.

Nicht ein solcher Kern, sondern der gelebte „Stil“ des Christentums ist für ihn entscheidend. Theobald hofft, dass genau aus der genannten Unbestimmtheit und Nicht-Selbstverständlichkeit neue Religionsproduktivität entstehen kann. „Es gibt keine wirkliche Gastfreundschaft ohne Offenheit für Überraschungen.“ (331) Seinen Stilbegriff hatte er vorher mit Hilfe des Phänomenologen Maurice Merleau-Ponty entwickelt (65-95) und vor dem Hintergrund des von Hansjürgen Verweyen entwickelten Begriffs „traditio“ – „Hingabe“ verortet, ohne ihn auf das eucharistische Geschehen engzuführen. Zum Vollzug findet das Modell Theobald'scher „Pastoralität“ in „Lektüre der Schrift, Unterscheidung der ‚Zeichen der Zeit‘ und Zugang zu persönlicher Innerlichkeit und Gebet einerseits und deren kollektive[er] und synodaler[r] Verwirklichung mit dem Ziel gegenseitiger Verständigung im Glauben, Handeln und liturgischen Danken“ (333). Nun ja, nicht ganz neu, aber auch nicht falsch, möchte man hier wie zu vielem anderen im Band sagen.

Würde das vorliegende Werk dieses Fazit konsequent entwickeln und mit Material unterfüttern, könnte der Rezensent lobend schließen. Für den Leser, der sich das Buch anzuschaffen überlegt, muss allerdings hinzugefügt werden, dass die vorausliegenden 320 Seiten leider bestenfalls mäandernd, schlimmerenfalls zusammenhanglos Material auf Material türmen, ohne methodisch konsequent, theologisch stringent oder pastoral erhellend auf das Resümierte hinzulaufen.

Joachim Valentin

Gerhard Lohfink

Das Geheimnis des Galiläers.

Ein Nachtgespräch über Jesus von Nazaret

Freiburg: Herder Verlag. 2019

278 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-451-38270-3

Gerhard Lohfink will in einem fiktiven Nachtgespräch mit dem wissbegierigen, mitdenkenden Herrn Westerkamp, dem Repräsentanten seiner vielen treuen Leser, den wahren Anspruch Jesu aufweisen. Dieser bilde nämlich die verlässliche Basis des urchristlichen Kerygmas und der kirchlichen Christologie. Damit tritt der Autor der in der gegenwärtig wieder aufgenommenen liberalen Auffassung von der Vergottung Jesu ebenso entgegen wie dessen Verharmlosung in aktuellen Jesusbildern, z.B. als Heiler, Dichter oder religiöser Lehrer (Vorwort).

Zuversichtlich stellt Lohfink nach kurzem „Vorgeplänkel“ (1. Kapitel) schon am Anfang des Gesprächs heraus, dass im „Gestrüpp der Jesusforschung“ (2. Kapitel) festzuhalten sei: Die vier kirchlichen Evangelien berichten zuverlässig von Jesus und bringen zugleich sein Geheimnis zum Ausdruck. Mit dem titelgebenden Wort ist die Frage nach dem wirklichen Jesus und der neutestamentlichen Überlieferung gestellt. Dabei führt der Autor die Wucht und Schönheit vieler Jesuslogien vor Augen, die er als gestanzte und provozierend bezeichnet, weshalb sie exakt und wortgetreu hätten weitergegeben werden können. Sie dienten Jesus ebenso wie die als Urgestein bezeichneten Gleichnisse (4. Kapitel) dazu, seine Botschaft vom Reich Gottes anschaulich und adressatenbezogen zu proklamieren: Die Gottesherrschaft stehe als das große Thema im Zentrum seines Auftretens. Die Erzählungen über das Handeln Jesu (5. Kapitel) enthielten zwar notwendig theologische Deutung, blieben aber nahe am historischen Geschehen und könnten auf die Erinnerungen von Augenzeugen zurückgehen.



In der ausführlichsten Passage seines Buches (6. Kapitel) charakterisiert der Verfasser die Botschaft Jesu von der Herrschaft Gottes und der Sammlung Israels zum Gottesvolk einprägsam durch sieben verschiedene Spannungsbögen wie z. B. schon da, aber noch nicht vollendet; Hinwendung zu Israel, aber Offenheit zu den Völkern (Motiv der Völkerwallfahrt zum Zion); Liebe und Barmherzigkeit Gottes des Vaters, aber der Adressat könne sich verweigern, was ihm zum Selbstgericht werde; Bewahrung des Alten, aber doch werde alles neu. Letzteres vertiefen und veranschaulichen die Gesprächspartner mit Bezug auf die Einstellung Jesu zur Thora. Jesus lege die Thora wie der göttliche Gesetzgeber aus und spreche damit indirekt wirklich so, als stehe er an Stelle Gottes. Hier werde das Geheimnis des Galiläers (7. Kapitel) ausgesprochen, zu dem sich die Gesprächspartner auf ihren nächtlichen Weg gemacht hätten: Denn Jesus habe die Gottesherrschaft nicht nur proklamiert und vergegenwärtigt, er verkörpere sie. An Jesus könne man sehen, wer Gott sei und was er wolle.

Die in diesem Zusammenhang aufkommende Frage seines Gesprächspartners nach den neutestamentlichen Hoheitstiteln will der Theologe bewusst ausklammern, spricht aber über das Hoheitsbewusstsein Jesu. Interessante, plausible Ausführungen dazu beziehen sich auf Jesu Fremd- und Selbstbezeichnung als Messias und Menschensohn. Wichtiger allerdings ist es Lohfink, sich auch in diesem Zusammenhang auf einprägsame Logien aus der Botschaft Jesu zu beziehen: Überraschend und unvorhergesehen breche Jesus in gewohnte Lebenszusammenhänge ein. Es gehe ihm um das Feuer der Gottesherrschaft, Jesus wolle entflammen und begeistern. In Jesu fast anmaßendem Anspruch liege die Basis der Christusverkündigung der Zeugen mithilfe unterschiedlicher Deutungskategorien aus dem Alten Testament.

Auf die Frage seines Gesprächspartners nach seiner Verbundenheit mit Jesus Christus und der kirchlichen Glaubensgemeinschaft antwortet der Verfasser mit einem kurzen autobiografischen Bezug und bekennt sich zu Jesus, der einzigen belastbaren und Hoffnung schenkenden Antwort auf die Situation unserer Welt.

„Das Geheimnis des Galiläers“ bezieht den theologisch interessierten Leser ein in ein ausführliches und spannendes Nachtgespräch und macht auf etwas Wichtiges aufmerksam: So wichtig alles Reden über Jesus auch ist, gelte es, auf ihn zu hören und daraus in der Freude des Glaubens zu handeln, denn nur im Tun lässt sich erkennen, wer Jesus ist.

Gegen Ende weist der Autor darauf hin, dass ein wichtiges Thema nur kurz erwähnt wurde, die Beziehung Jesu zu Gott, dem Vater, den er in seinem Gebet als seinen Abba angedredet habe. Die Anregung an Gerhard Lohfink, in seinem nächsten Buch darüber zu schreiben, unterstreicht meinen Dank für sein außergewöhnliches Nachtgespräch über Jesus von Nazareth.

Heribert Körlings

Hansjürgen Verweyen
War das Wort bei Gott?
Zur Soteriologie des Johannesevangeliums

Regensburg: Friedrich-Pustet-Verlag, 2019

182 Seiten

26,95 €

ISBN 978-3-7917-3060-8

Die akademische Theologie steht gerade in Gestalt der Fundamentaltheologie vor einer doppelten Herausforderung. Sie muss den Glaubwürdigkeitsanspruch des christlichen Glaubens einerseits vor ihrem akademischen Umfeld artikulieren und darf andererseits nicht diejenigen Menschen aus den Augen verlieren, um derer willen wir Theologie treiben und die uns zum Beispiel als Schüler im Religionsunterricht begegnen. Meistens gelingt nur das eine oder das andere.

Hansjürgen Verweyen hat bereits im Jahr 1991 mit „Gottes letztes Wort“ den grandiosen Entwurf einer Fundamentaltheologie vorgelegt, den er später noch einmal in gründlich überarbeiteter Form vorgelegt und dessen Grundaussagen er seitdem in kleineren Publikationen immer wieder präzisiert und verdeutlicht hat. Mit seinem Anliegen, den Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens auf einer Vernunftebene verständlich zu machen, die jedem Menschen – zumindest prinzipiell – zugänglich ist, leistet er genau das, was dem schulischen Religionsunterricht als Aufgabe gestellt ist. Referenzpunkte seiner Reflexion sind dabei die philosophischen Entwürfe von Anselm von Canterbury, Descartes und Kant sowie vor allem Fichte. Darüber hinaus hat er sich in exegetische Fragestellungen in einem Maße eingearbeitet, wie man es bei kaum einem Vertreter der Fundamentaltheologie sonst kennt. Damit gewinnt sein Entwurf aber eine solche Komplexität, dass es ihm entgegen seiner eigenen Intention wie der „kaiserlichen Botschaft“ bei Kafka ergeht: Sie kommt in ihrer vorliegenden Gestalt nicht bei denen an, um derer willen wir Theologie treiben.



So gilt auch für das vorliegende Werk, dass insbesondere in der Behandlung exegetischer Fragestellungen der hohe Differenzierungsgrad der hier vorgetragenen Überlegungen einen geduldigen Leser verlangt. Verweyen verwendet sehr viel Mühe darauf nachzuweisen, dass die geläufige Wiedergabe von Joh 1,1 – „und das Wort war bei Gott“ – auf einer falschen Übersetzung der griechischen Präposition $\pi\rho\sigma$ beruht. Dies sei mit „auf ... hin“ zu übersetzen, so dass der Logos nicht „bei Gott“, sondern „auf Gott hin war“. Nur so werde ein polytheistisches Missverständnis des Verhältnisses zwischen Gott und dem Logos vermieden. Damit bringt Verweyen in der Deutung von Joh 1,1 einen Gedanken zur Geltung, der sich wie ein roter Faden durch sein Werk zieht und der Antwort gibt auf die Frage,

wie es Einheit und Identität bei gleichzeitiger Differenz geben kann. Dies ist nämlich dann der Fall, wenn sich jemand dazu entschließt, in seinem Sein ganz zum Bild eines Anderen zu werden. Was dies im Verhältnis von Menschen zueinander bedeuten kann, hat Verwey in seinem Werk immer wieder an Wolfgang Borcherts Figur des „Schischyphusch“ in der gleichnamigen Kurzgeschichte aufgezeigt. Denn dort trifft ein Kellner, dessen Artikulationsvermögen durch einen Sprachfehler eingeschränkt ist, auf ein Gegenüber, das an der gleichen Einschränkung leidet, ihm in der gemeinsamen Gebrochenheit ihres Sprachvermögens aber eine Gestalt der Anerkennung verschafft, die ihn über sein Schicksal erhebt. Dieses literarische Beispiel macht zugleich einen Kerngedanken von Verweyens Entwurf deutlich: Zum Bild eines Anderen zu werden bedeutet nicht, zu seinem Doppelgänger zu geraten. Es heißt vielmehr, in einer Haltung der Anerkennung in ihm das Bild Gottes freizulegen, als das er geschaffen wurde. Denn genau das geschieht – jedenfalls in religiöser Deutung – in dem genannten literarischen Beispiel. Zugleich macht es deutlich, worin die geschichtliche Realität des Bösen besteht: nämlich in einer Gestalt menschlicher Identitätsbehauptung, in der Menschen ihresgleichen sich vom Leibe halten und womöglich einander zum Gespött werden lassen. Und das Böse wird zur Sünde, wenn Menschen dies verleugnen.

Wenn dann der göttliche Logos nun in Jesus Menschengestalt annimmt, dann heißt dies, dass dieser Mensch – frei vom Bösen – in seiner physischen Existenz restlos transparent auf den Gott wird, den er seinen Vater nennt. Und insofern dieser Gott Liebe ist, besteht die Sendung Jesu darin, in anderen Menschen das Bild Gottes freizulegen. Damit gerät er freilich in Konflikt mit denjenigen, die ihre Identität auf die dargestellt Weise im Modus der Sünde artikulieren und diese nur so behaupten können, dass sie letztlich auf eine für ihn tödliche Weise sich denjenigen vom Leib halten, der diejenigen Selbsttäuschungen aufdeckt, innerhalb derer sie sich aufhalten. Fernab davon, das Kreuz Jesu mit der Logik des „Stiergottes“ in Verbindung zu bringen, wird es auf diese Weise zur Konsequenz und Vollendungsgestalt der Inkarnation.

Den skizzierten Grundgedanken im Religionsunterricht der gymnasialen Oberstufe didaktisch aufzuarbeiten dürfte eine lohnende Aufgabe sein. Immerhin sind Kerngedanken von Verweyens Entwurf seinerzeit in den von der Bischofskonferenz veröffentlichten Grundlagenplan der Sekundarstufe II eingegangen.

Gerd Neuhaus

Matthias Freudenberg / Georg Plasger (Hg.)

Barth lesen

Zentrale Texte seines Denkens

Zürich: Theologischer Verlag. 2019

345 Seiten m. s-w Abb.

26,90 €

ISBN 978-3-290-18209-0

Karl Barth und seine Theologie gewinnbringend wahrzunehmen, wird nicht nur durch verschiedene (Vor-)Urteile – abstrakte Gedankengänge, endlose Sätze! – erschwert, sondern auch durch die Tatsache, dass sein Hauptwerk, die „Kirchliche Dogmatik“, an die 9.000 Seiten umfasst. Wer will sich das heute noch antun? Dass Barth ein humorvoller, leidenschaftlicher, pointierter, auf Verständlichkeit bedachter Schreiber und Redner war, der gerade in Predigt, Vortrag und Aufsatz zu großer Form aufstieg, ist weitgehend unbekannt. Da kommt das angezeigte Buch ganz recht, das ca. siebzig kürzere Textabschnitte aus verschiedenen Schriften Barths – darunter freilich auch die „Kirchliche Dogmatik“ – nach Themen geordnet vorlegt.

Den Anfang macht eine Sammlung biographisch gehaltener Texte und darauf folgen spezifisch theologische Themenfelder wie „Gottes Schöpfung und Bund“ oder „Kirche und Ökumene“. Den Abschluss bildet das Themenfeld der Predigt mit ansprechenden Beispielen. Die Texte sind überlegt ausgesucht und dargeboten. Sie zu verstehen bedarf keiner besonderen theologischen Qualifikation. Auch wenn manche Texte ein langsames Lesen erfordern, sind sie fern von allem theologischen Spezialwissen und regen zum Weiterdenken an. Den Autoren gelingt es dabei, nicht nur verschiedene Textformen – Predigt, Aufsatz, Interview etc. – zu berücksichtigen, sondern in ausgewogener Weise den frühen, „mittleren“ und späten Barth zu Wort kommen zu lassen. Die einzelnen Themenfelder sind zudem mit Einführungen versehen, die in wenigen Sätzen dem Leser eine Orientierung für die folgenden Texte geben. Dazu kommen noch ausgesuchte Bilder von Barth. Humorvoll zeigt das letzte Bild den großen Theologen, wie er Seifenblasen gen Himmel schickt – was machen Theologen denn anderes?



Das Buch ist wärmstens zu empfehlen, nicht nur für solche, die gerne mehr über Barth und seine Theologie wissen wollen, sondern auch für solche, die über allerlei Fragen – sei es hinsichtlich der Ökumene, des Verhältnisses von Kirche und Staat, der christlichen Ethik, der Theologie überhaupt – nachdenken und sich davon anregen lassen wollen. Beim Lesen der hier versammelten Texte Barths betritt man kein Museum und betrachtet vergangene geistige Erzeugnisse, sondern empfängt Impulse, die bis heute fast nichts von ihrer geistigen Schärfe und Frische verloren haben.

Aufschlussreich ist es, wie Barth, durch Erfahrungen im Umkreis des Zweiten Vatikanums bereichert, Studenten des Ökumenischen Instituts in Bossey den katholischen Umgang mit dem Dogma nahezubringen versucht: „Und so haben die Katholiken, die Laien und die Theologen, praktisch mehr Freiheit, als wir anderen denken. Was verboten ist, ist nur, Nein zu sagen. Aber es ist nicht verboten, es zu ‚interpretieren‘; es ist nicht verboten, es wegzulegen, indem man es bloß erwähnt oder mit Schweigen übergeht.“

Jürgen Boomgarden

Michel Foucault

**Die Geständnisse des Fleisches
Sexualität und Wahrheit Bd. 4**

Herausgegeben von Frédéric Gros

Aus dem Französischen von Andrea Hemminger

Berlin: Suhrkamp Verlag, 2019

558 Seiten

36,00 €

ISBN 978-3-518-58733-1

Michel Foucault (1926-1984) ist eine auch methodisch schillernde Gestalt. Gerne wird er für einen „postmodernen“ Philosophen gehalten, und tatsächlich ist seine These, dass Geschichte sich nicht linear, sondern in Brüchen (ruptures) entwickelt, von geschichtsphilosophischem, antihegelianischem Gehalt und sein Satz, das Subjekt werde verschwinden wie ein Abdruck am Strand, ist von vielen subjektphilosophisch, also im Sinne eines „Todes des Subjektes“, gelesen worden. Doch eigentlich ist er Historiker, der uns mit seiner machtkritischen Arbeit in den Archiven „genealogisch“ über „Errungenschaften“ der Moderne wie das Gefängnis, die psychiatrische Anstalt oder biopolitische Maßnahmen der Regierungen die Fortschrittsbegeisterung gründlich ausgetrieben und damit einen sympathischeren Blick auf vormoderne Epochen ermöglicht hat.

Der Entstehung und Formierung des abendländischen Subjekts und des Objekts seines Begehrens widmete er sich in den letzten Jahren vor seinem frühen Tod. Bis dahin waren drei Bände „Sexualität und Wahrheit“ erschienen, der vierte Band, in dem er sich mit den Diskursen über das Begehren im frühen Christentum beschäftigte, blieb unveröffentlicht und ist endlich auf Deutsch erschienen. Man muss sich dieses Buch tatsächlich wie eine genaue patrologische Studie zu den Themen Jungfräulichkeit, Beichte und Sexualität vorstellen, wie sie – noch dazu von einem methodisch und philosophisch derart geschulten Autor wie Michel Foucault – nirgendwo vorliegt. Am ehesten ist sie im deutschsprachigen Raum mit den bahnbrechenden Arbeiten von Arnold Angenendt „Ehe, Liebe und Sexualität im Christentum: Von den Anfängen bis heute“ oder



Peter Browns „Die Keuschheit der Engel“ zu vergleichen. Allerdings liefert Foucault ausladende Textinterpretationen vor allem zu den drei das Buch gliedernden Themenkomplexen Zeugung/Taufe/Buße, Jungfräulichkeit und Ehe, ohne Anspruch auf eine vorschnelle Systematisierung oder Aktualisierung zu erheben. Vier Anhänge enthalten editorisch hochinteressante weitere Manuskripte Foucaults zum Themenkomplex, die keinem der drei Textblöcke zugeordnet werden konnten, aber für seine Deutung und Einordnung von Belang sind.

Zu Beginn stehen zwei wichtige Einsichten, die sich vor allem aus der Analyse des Paidagogos des Klemens von Alexandrien ergeben, aber auch für viele andere formative Kirchenvätertexte gelten und in verschiedenen Kapiteln breit ausgeführt und belegt werden: (1) Reglements zum bearbeiteten Themenfeld, die häufig bis heute Geltung haben und in der Geschichte immer wieder befragt und bestritten wurden oder gar, wie im Falle der Unauflöslichkeit der Ehe, bis hin zu Schismata wirksam wurden, sind keineswegs ursprünglich „christlich“ im engeren Sinne, sondern stammen aus paganen Quellen, primär dem platonischen Denken und den in den ersten Jahrhunderten des Christentums besonders wirksamen stoischen Philosophenschulen. Und (2) die Motivation, sich ausführlich mit diesen Themen zu beschäftigen, scheint nicht zuerst in einem originären Bekenntniswillen oder in moralischen Missständen in den Gemeinden zu liegen (hier dürfte in der Mehrheit der bis zum dritten Jahrhundert maßgeblichen judenchristlichen Gemeinden schlicht eine abgeschwächte Halacha gegolten haben). Vielmehr antworten die einschlägigen Autoren auf den Vorwurf der Unmoral gegenüber den gesellschaftlich sichtbarer gewordenen Christinnen und Christen. „Unmoral“ gemessen an den damals in elitären Zirkeln geltenden „Regimes der aphrodisia“ für den dem Pneuma, also der stoischen Vernunft, verpflichteten Mann (73-79). So wie Foucault also in seinen früheren Überlegungen zur u.a. in der Beichte wurzelnden Pastoralmacht der christlichen Hierarchen deren Übernahme durch säkulare „Regimes“ in Zeiten der Aufklärung beklagt, beschreibt er im aktuellen Band die Einwanderung einer paganen, philosophisch-elitären Kultur der männlichen Selbstformung in die christliche Ideenwelt.

Vor allem der existenzbedrohende Aderlass abgefallener Gemeindemitglieder während der Christenverfolgungen führte zudem zu einer Verschärfung und Individualisierung (probatio animae) der damals noch gemeindeöffentlichen Beichte (publicatio sui) (139). Das Modell einer jesuanischen Aufopferung des Lehrers/geistlichen Führers für seinen Adepten, also auch der Übernahme der Verantwortung für dessen Lebenswandel, hat sich nur in den Orden, nicht aber in der Weltkirche erhalten (160f). In beiden Lebensformen findet sich hingegen bis heute eine Vorstellung von absolutem Gehorsam gegenüber den Oberen, die partout weder mit einem neuzeitlichen Freiheitsverständnis noch mit dem Verhältnis Jesu zu seinen Jüngerinnen und Jüngern überein gebracht werden kann (175f).

Zum wichtigen Thema der Jungfräulichkeit bemerkt Foucault nach ausgiebiger Lektüre von Texten des Cyprian und des Methodius: „Sie ist eine Form der Beziehung zwischen Gott und Mensch, sie kennzeichnet den Moment [...], in dem Gott und sein Geschöpf nicht mehr mittels des Gesetzes [...] kommunizieren [...]. Sie ist eine Selbstübung der Seele, die sie bis zur Unsterblichkeit des Körpers bringt.“ (240) Dann wird aber zunehmend deutlich, dass mit der Zeit die Hochschätzung der Jungfräulichkeit in den paganen Weltanschauungen vergessen oder abgewertet und entsprechend gegen sie polemisiert wird, vor allem aber, dass mit der Abwendung von den jüdischen Wurzeln des Christentums spätestens im vierten Jahrhundert auch die dort hochgeschätzte Ehe im Sinne des paganen Genres molestia nuptiarum etwa von Gregor von Nyssa, Johannes Chrisostomos oder Hieronymus abqualifiziert und geradezu konzertiert schlechtgeredet wird (241-279), ohne dass man sich die Mühe einer „techné“, einer eigenen Lehre des Ehelebens, gemacht hätte (335).

Schließlich heißt es: „In dieser Askese der Keuschheit kann man einen Prozess der ‚Subjektivierung‘ sehen, der von einer um die Handlungen zentrierten Sexualethik weit entfernt ist [...], einen Erkenntnisprozess, der die Pflicht, die Wahrheit über sich selbst zu suchen und zu sagen, zu einer [...] Voraussetzung dieser Ethik erhebt.“ (330)

Im Folgenden wird sichtbar, wie tief die theologische Gründung der Ehe selbst bei Chrisostomus gedacht wird – sie bewirkt „zweifellos weniger [als die Jungfräulichkeit], vergegenwärtigt aber die Einheit der Substanz bei der Schöpfung und [...] ist das Abbild des Bundes der Kirche mit dem Heiland.“ (348) Gleichwohl kann er sie nicht ohne moralische, intellektuelle, finanzielle und substanzielle Unterordnung der Frau denken (349ff). Schließlich lenkt Foucault auf den letzten 100 Seiten alle Aufmerksamkeit auf das Werk des Augustinus. An vielen Stellen, vor allem in seiner ungemein wirksamen „ersten großen Systematisierung des Ehelebens“ *De bono coniugali* setzt er neue Maßstäbe und harmonisiert nach genauer Bibellektüre, was zuvor als Gegensatz erschien: „Jungfräulichkeit und Mutterschaft können sich so [...] jede an ihrem Platz nach dem Prinzip verbunden finden, dass das Ganze, zu dem sie sich zusammenfinden, noch schöner ist als das schönste von beiden.“ (413)

Dies alles geschieht freilich vor dem Hintergrund der rigiden Augustinischen Erbsünden- und Concupiscentia-Lehre, die sich seiner jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit den Pelagianern verdankt (438ff): Im Paradies wurde ohne libido kopuliert, sondern allein mit Willenskraft, also unschuldig, Scham entsteht erst nach dem Sündenfall durch das von Gott angekündigte „Öffnen der Augen“, und damit die nun vollzogene „Libidinisierung des Geschlechtsaktes“ (452ff), die ihn vor allem unsteuerbar (*sui iuris*) machte. Dass Augustinus sich von den jüdischen Quellen und Auslegungstraditionen von Genesis 1 damit maximal weit entfernt hatte, sei nur am Rande erwähnt. Unter der langsamen und genauen Analyse Foucaults erfährt damit jedenfalls die oft verachtete augustiniische Erbsündenlehre die Adellung, Teil der Formung und Regulierung eines entstehenden und final neuzeitlichen Subjektbegriffes zu sein, einer Verrechtlichung des moralischen Subjekts und schließlich einer detaillierten, ja „weitschweifigen“ Kodifizierung der ehelichen Beziehungen. Die Konsequenz klingt heute martialisch: Die Eheleute dürfen sich des Körpers des Anderen willentlich und zur (vernünftigen) Zeugung von Nachwuchs bedienen (*uti*), aber genießen (*frui*) dürfen sie ihn nicht. Alles Weitere ist den Debatten um die katholische Sexualmoral und das Eherecht der letzten Jahrzehnte zu entnehmen. Welchen Denkbewegungen wir sie verdanken, hat Michel Foucault in dankenswerter Schärfe herauspräpariert.

Joachim Valentin

Rainer Schwindt

Der Gesang der Engel
Theologie und Kulturgeschichte des himmlischen
Gottesdienstes

Freiburg: Herder Verlag, 2018

400 Seiten m. Abb.

42,00 €

ISBN: 978-3-451-38312-0

Der Koblenzer Bibelwissenschaftler Rainer Schwindt wehrt sich in seinem neuesten Werk wortgewaltig und mit großer Gedankenschärfe gegen ein weitgehend unbemerktes Artensterben. Genannt seien nur einige vom Aussterben betroffene „Populationen“, die Cherubim, die Seraphim, Throne, Mächte und Gewalten. Das Buch ist aus einem liturgischen Impuls heraus geschrieben worden. Wer es aufschlägt und liest, dem eröffnet sich ein wahrer Kosmos im ursprünglichen Sinn, eine Raum- und Zeitentiefe, wie sie selten in einem Buch dargeboten wird und erfüllt von irdischen und himmlischen Klängen ist. Liturgie hat in der menschlichen Kulturgeschichte als Gotteslob begonnen; die Menschen sind bloß Mitfeiernde, nicht die Adressaten der Feier, und Liturgie will durch die Zeiten und Kulturen hindurch auch so verstanden werden.

Der Bibelwissenschaftler beginnt seine Überlegungen in altorientalischen Kontexten und zeigt auf, wie das junge Israel sich von und aus den Zeiten und Räumen, in denen es groß geworden ist, in seinem Gotteslob inspirieren lässt. Die polytheistische Umwelt wird nicht gänzlich abgewiesen, sondern in einer Art niederer Transzendenz (J. E. Hafner) in einer reichhaltigen und tiefgegliederten Engelwelt, an deren Spitze der Gott Israels thront, aufgehoben. Die Menschenwelt wird darin eingegliedert, und zusammen mit diesen Wesen niederer Transzendenz wird Liturgie gefeiert.



An vielen Stellen des Neuen Testaments – angefangen von der Geburtsgeschichte bei Lukas bis in die Johannes-Apokalypse hinein – ist die alttestamentliche Grundfolie und eine frühjüdische Rezeption noch zu erkennen. Frühchristliche und mittelalterliche Denker haben noch griechisches Denken integriert. Schwindt gelingt es, zu retten, was C. S. Lewis in anderer Weise schon in den 1940er Jahren in dem Vortrag „Das leere Universum“ gegen seinen Oxforder Kollegen Gilbert Ryle als verloren beklagt, aber retten wollte: „Zu Beginn erscheint das Universum vollgestopft mit Willen, Intelligenz, Leben. [...] Jeder Baum ist eine Nymphe und jeder Planet ein Gott.“ Jetzt hätten wir die Welt [das Objekt] entleert – das geht wohl gegen den kontinentalen Rationalismus – und das „Subjekt [...] vollgestopft, aufgebläht, auf Kosten des Objekts“. Lewis schließt seine Überlegungen mit der Grundaussage zu seinem Werk „Die Abschaffung des Menschen“: „Als wir Dryaden und Götter hinauswarfen (die es natürlich so, wie man sie verstand, ‚nichts bringen würden‘), warfen wir offensichtlich das ganze Universum mit hinaus, uns selbst mit eingeschlossen.“

Im vorliegenden Buch werden durch die Zeiten hindurch bewährte Formen und Denkkonzepte vorgelegt, miteinander abgewogen, liturgisch, literarisch, theologisch, und philosophisch durchdrungen, um eine reichhaltigere Wirklichkeit bis zu Gott hin begrifflich, künstlerisch, literarisch und musikalisch zum Ausdruck zu bringen. Philosophisch markiert Schwindt einen Wandel von einer aristotelisch-thomanischen Substanzontologie hin zu einer modernen Ereignisontologie.

Erstaunlich, wie alles ineinandergreift, als hätten sich Menschen über alle Räume, Zeiten und Kulturen hinweg miteinander abgesprochen. Es geschieht wahrhaftig eine „Vermessung der Welt“ im größten möglichen Maßstab, in der alles Vielfältige in einen Kosmos – in Zeiten und Räumen – gegliedert wird wo Sinnfälliges und Nichtsinnfälliges einander durchdringen und bis zum höchsten Nichtsinnfälligen reichen. Es ist beeindruckend, wie möglicher Kritik begegnet wird, die da lauten könnte: „Metaphysisch fühlende Menschen [sollten] ihre theoretischen Neigungen unterdrücken“ (Walter Schulz). Oder: Ist der „Bart der Metaphysik“ (Ockham) immer noch nicht abgeschnitten? Es sei doch „alles nur Oberfläche. Die Welt hat keine Tiefe“ (Otto Neurath). Und die neueste Wortmeldung stammt von Richard Dawkins und sieht in Gott eine Wahnidee.

Schwindt begegnet solcher Kritik vielschichtig, zunächst mit einer historischen Herleitung und Fundierung. Das sich so Herausschälende unterwirft er mit einem systematischen Anspruch dem philosophischen Diskurs. An dieser Stelle seien nur Heinrich Rombach und Alfred North Whitehead genannt. Theologisch kommt, wie bei Thomas, eine *theologia duplex* zum Tragen, ohne dass Schwindt Thomas in dieser Weise explizit verwendet. Zunächst erfolgt eine metaphysisch-philosophisch zu nennende Reflexion in formalen Kategorien. Was Thomas als sa-

cra doctrina bezeichnet, ist nie nächste Stufe der Reflexion, die die eigentliche Substanz des Thematisierten in den Blick nimmt. Ihr Thema ist im Kern eine Überwältigung der Sinne, letztlich die christlich begriffene Offenbarung selbst. Die großen protestantischen Theologen Erik Peterson und Karl Barth, aber auch Michael Welker werden in ihren Beiträgen zur Angelologie gewürdigt, ebenso der katholische Religionswissenschaftler Johann E. Hafner und selbst Niklas Luhmann, um das, was sich in der Offenbarung zeigt, in systemtheoretischer Abwägung zu verstehen. Die große Tiefenschärfe auf allen Ebenen des Thematisierten – seien sie kulturhistorisch, exegetisch, kirchenhistorisch, liturgiegeschichtlich in beschriebener Theologiehermeneutik abgefasst oder einer philosophischen Analytik unterworfen – zeigen, dass der Leser es mit keinem „Geisterseher“ zu tun hat. Für eine Theologie, die sich allerdings in den spanischen Stiefeln kantischer Logik bewegt, sind die ganzen Ausführungen redundant und bloß Philosophie- und Theologiegeschichte.

Indem Schwindt die Dichter Dante und Rainer Maria Rilke einbezieht, legt er ästhetisch in Wort und Schrift in der unsichtbaren Schöpfung ein Faszinosum frei, das in der sichtbaren Schöpfung sein Gegenüber in einem Korallenriff haben könnte. Warum sollte die unsichtbare Schöpfung der sichtbaren nicht das Wasser reichen können? Das ästhetisch ansprechende Werk mit vielen, meist farbigen Illustrationen erschließt eine ursprüngliche Freude an der Liturgie und macht auf ein seit der Aufklärung geräuschloses „Artensterben“ in der unsichtbaren Schöpfung mit großer Tiefenschärfe aufmerksam.

Helmut Müller

Eberhard Schockenhoff

Frieden auf Erden?

Weihnachten als Provokation

Freiburg: Herder Verlag, 2019

143 Seiten

18,00 Euro

ISBN 978-3-451-38546-9

Der Autor, Jahrgang 1953, ist katholischer Priester und Universitäts-Professor für Moraltheologie in Freiburg/Breisgau, u.a. Mitglied im Deutschen Ethikrat; dabei liegt ein Schwerpunkt seiner Arbeit im Themenkreis Friedensethik. Auf diesem Hintergrund will er uns die provokative Kraft von Weihnachten als produktive Friedensbotschaft in einer de facto noch lange nicht heilen, friedvollen Welt erschließen.

Zwar ist das Weihnachtsfest einerseits in seinem substantiellen Grundgehalt oft verdunkelt durch eine diffuse, zivilreligiös inszenierte Eventkultur mit konsumistischer Kommerzialisierung im Bereich bürgerlicher Öffentlichkeit sowie durch gruppendynamische Zwänge im Familienleben. Dennoch hat das Fest andererseits jenseits der Glitzerwelt der Shoppingcenter und Christkindlmärkte für sehr viele Menschen – selbst für Agnostiker und Atheisten – einen eminent hohen Stellenwert. Diesen erklärt der Autor mit vier Faktoren (11ff.): Erstens nennt er die kulturgeschichtlich wachsende Bedeutung der bürgerlichen Kernfamilie seit dem 18./19. Jahrhundert mit ihrem behütenden Binnenraum, in dem sich zudem als soziale Konstruktion der moderne Begriff der Kindheit mit deren Wertschätzung entwickelt hat. Zweitens rührt das Fest an die emotionalen Tiefenschichten mit Reminiszenzen z.B. an positiv besetzte Erlebnisse der eigenen Kindheit, an Freude über das Ankommen eines neuen Erdenbürgers oder an die Erfahrung von Beschenkt-Werden.



Drittens gilt Weihnachten vielen Zeitgenossen anthropologisch-biografisch als willkommener Anlass – auch durch die zeitliche Nähe zum Jahreswechsel – zum Resümee über das vergangene Jahr: Im Fluss der Zeit bietet sich im Bewusstsein die Gelegenheit, wie im Zeitraffer die gelebte Zeitlichkeit Revue passieren zu lassen. Viertens schließlich hat Weihnachten über den privaten Bereich hinaus eine weltweit gesellschaftliche Bedeutung als provokative Erinnerung an die globale Aufgabe des Friedenstiftens zwischen Menschen und Völkern.

In einem biblischen Durchgang rekonstruiert der Autor historisch-kritisch die subversive gesellschaftspolitische Dimension der einschlägigen neutestamentlichen Texte von der Geburt Jesu unter Einbezug des alttestamentlichen Hintergrunds. Exegetisch ist überdeutlich, dass die Geburtserzählungen nicht historische Ereignisse oder gar ein stimmungsvolles Familienidyll darstellen wollen, vielmehr haben wir es mit christologischen Bekenntniserzählungen im Licht der Ostererfahrung – Leben, Leiden, Kreuz und Auferstehung Jesu voraussetzend – zu tun. Das Weihnachtsnarrativ hat dabei

einen zweifachen Bezugsrahmen: Zum einen die Anknüpfung an die Verheißungs- und Friedensbotschaft des Alten Testaments, zum anderen – hierin revolutionär – der Kontrast des armen, ohnmächtigen Friedensheilands als Kind in der ärmlichen Krippe gegenüber dem auf militärische Gewalt basierenden „Friedens“-Kaiser Augustus („pax romana“); dessen Propaganda einer politischen Theologie fand seine Darstellung in der bekannten vierten Ekloge Vergils oder in der Herrscher-Architektur des „Ara Pacis“ auf dem Soldatenexerzierfeld des römischen Marsfelds. Demgegenüber reklamiert die Friedensbotschaft des Neuen Testaments, dass wahrer Friede für alle nur einkehrt und bleibt, wenn Menschen allein Gott die Ehre geben (28), und nicht durch das weltlich-politische Machtmodell der „Befriedung“ der Völker basierend auf Gewaltherrschaft und Ausbeutung.

Der antiken (und der modernen) Welt freilich erscheint ein freiwilliges Hinabsteigen Gottes in die Sphäre der fleischlichen Ohnmacht als „Ärgernis“, ja als „Torheit“ (1 Kor 1,23); Kontrastbilder hierzu sind z.B. die Vorstellung des „sol invictus“ oder die philosophische Gottesvorstellung des Aristoteles vom „unbewegten Beweger“. Im Gegensatz dazu kommt es mit dem christlichen Gottesbild zu einem überraschenden Tausch („*admirabile commercium*“) zwischen Oben und Unten, wodurch sich der eigentlich endliche Mensch unendlich gewürdigt sehen darf. Dennoch gilt der eschatologische Vorbehalt: Erlösung beginnt in der offensichtlich unerlösten Welt und steht in der Spannung von „schon und noch nicht“: Das Heilswerk Jesu ist „ein erster Anteil, ein Faustpfand“ (79) der Erlösung – Gabe und Aufgabe zugleich: Der geschenkte weihnachtliche Friede soll sich als Geschenk an andere weiterentwickeln. Der Autor bedenkt in diesem Zusammenhang anschauliche Beispiele aus dem Leben des einzelnen bis hin zu politischen Großstrukturen der internationalen Friedensordnung (wie Menschenrechte, Entwicklungsförderung, Armutsbekämpfung).

Summa summarum gibt der Autor für die Arbeit im Religionsunterricht, in der Gemeinde und dem vorgebildeten Laien ein gut lesbares, theologisch fundiertes und gesellschaftspolitisch aktuelles Büchlein an die Hand, das dabei hilft, das Weihnachtsfest jenseits bloß bürgerlicher Religion und trivialer Kommerzialisierung neu und bereichernd zu entdecken.

Gustav Schmitz

Anselm Grün / Andrea J. Larson

Sag mal, Onkel Willi

Ein Dialog über die großen Fragen des Lebens

Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus. 2019

190 Seiten

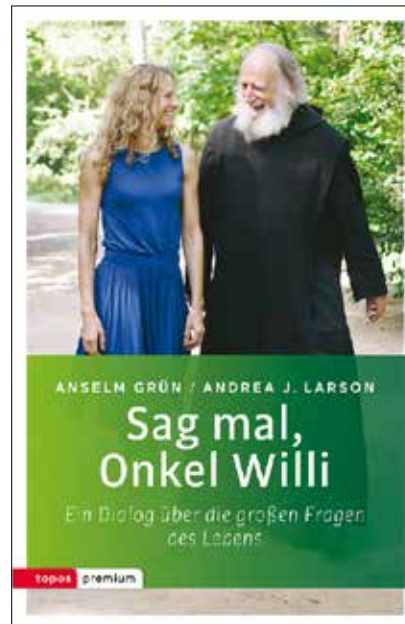
18,00 €

ISBN 978-3-8367-0057-3

Bei diesem hier vorgestellten Dialog über die großen Fragen des Lebens treten zwei Menschen in einen intensiven Kontakt. Da ist zunächst der durch zahlreiche Publikationen hervorgetretene Benediktiner-Mönch und Theologe Anselm Grün (Jahrgang 1945), der in der Abtei Münsterschwarzach als Wirtschafts- und Finanzleiter tätig ist. Seine Gesprächspartnerin ist seine Nichte Andrea Larson (Jahrgang 1978), die ein Universitätsstudium der Wirtschaftswissenschaften absolviert hat, mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in den USA lebt und ein Buch über Liebe und Partnerschaft sowie ein Buch über die Mutter-Tochter-Beziehung veröffentlicht hat.

Durch einen Austausch von Briefen zwischen der Nichte, die als Mitteilende und Fragende den Dialog eröffnet, und dem Onkel, der daraufhin in meist etwas kürzeren Antworttexten reagiert, entwickelt sich ein Gespräch sehr unterschiedlicher Menschen: Die Frau und der Mann. Der noch relativ junge und der alte Mensch. Die Ehefrau/Mutter und der zölibatäre Priester. Die in der Welt Lebende und der den Ordensregeln gehorchende Klostermönch. Die in eine fremde Kultur Ausgewanderte und der immer in der fränkischen Heimat Gebliebene.

Ungefähr die erste Hälfte des Briefwechsels macht die Beschäftigung mit der Frage aus, was dem menschlichen Leben Fülle und Sinn gibt. Andrea Larson bringt dabei die Erfahrungen und die Sorgen vieler Menschen der Gegenwart zu Sprache: Trotz allem eifrigen Ringen um Leistung und Erfolg, um Status und Wohlstand, um Gesundheit und Schönheit, um Selbstvertrauen und Weltvertrauen, um Anerkennung und Gesehen-Werden, um Gemeinschaft und Freundschaft, um Liebe und Geliebt-Werden – es klappt nicht so richtig! Das soeben Errungene zerrinnt morgen schon wieder zwischen den Fingern



oder wird schal und fraglich. Dies schildert Andrea Larson eindrucksvoll, auch anhand von Beispielen aus dem eigenen Leben. Hinzu kommt, so stellt sie fest, dass sie und viele Menschen sich Sorgen machen, das Falsche zu wählen und das Bessere zu versäumen. Mit all diesen Beobachtungen zum Seelenzustand der Gegenwart konfrontiert sie beharrlich ihren Onkel. Müsste er, der doch als Mönch auf viel Schönes verzichtet, nicht noch mehr leiden als die in der Welt lebenden Zeitgenossen?

Anselm Grün beantwortet diese wiederholt gestellten Fragen mit viel Einfühlungsvermögen, aber in letzter Instanz immer auf die gleiche Weise: mit einem Hinweis auf Gott, den Grund allen Seins. Bei diesen Ausführungen postuliert er immer wieder, dass jeder einzelne Mensch ein von Gott Gewollter ist und als Seelenkern etwas von Gott Geschaffenes in sich trägt. Dieser Seelenkern ist nicht zufällig oder familiär bzw. sozial geworden, sondern das ursprüngliche Bild, das Gott vor Augen hatte, als er den einzelnen Menschen schuf. In diesem Zusammenhang verweist Anselm Grün wiederholt auf den Schweizer Psychotherapeuten Carl Gustav Jung

(1875-1961), der Freuds Psychoanalyse weiterentwickelt und in ihr dem religiösen Bedürfnis einen angemessenen Platz zugewiesen hatte. Jung hatte erkannt und plausibel machen können, dass der Mensch nicht nur über ein dem Bewusstsein angehörendes Ich verfügt, sondern dass es im Innersten der Psyche ein haltendes Zentrum gibt, das er das Selbst nennt. So wie die Kirche lehrt, der Mensch möge das Göttliche suchen und in sich finden, so lehrte Jung, der Mensch solle sich auf seiner Lebensreise immer mehr dem Seelenkern des Selbst – zu dem man auch Gott sagen könne – schrittweise verwandelnd annähern.

Auf die Frage, wie denn der moderne Mensch die oben aufgezählten Erfahrungen des Scheiterns und der Angst aushalten und bewältigen könne, gibt Anselm Grün eine zugleich tiefenpsychologische wie religiöse Antwort. Der Mensch soll Scheitern und Angst nicht verdrängen, sondern sie jeweils tief und mit allen Gefühlen betrauern. Dann zeigt sich auf dem Grund der Seele Gott, der den Menschen hält und ihm bedingungslos in Liebe zugewandt ist. Deshalb bezweifelt Anselm Grün, dass der Mensch durch eine Beteiligung am Wettlauf um Erfolg, Geld, Status, Anerkennung, Liebe usw. zum Lebensglück kommen kann. Unglück gibt es sowieso in jedem Leben, auch in einem religiösen, aber die Treue zu dem ganz besonderen Bild, das Gott von mir vor Augen hatte – und damit auch meine Treue zu Gott und Gottes Treue zu mir – das kann durch das Leben hindurchtragen. Natürlich ist dieser Weg der Selbsterkenntnis und der Selbstwerdung, das weiß Anselm Grün, ein Weg, der kaum einmal ganz bis zur Vollendung gegangen werden kann. Der Mensch bleibt Mensch. Interessant, dass Anselm Grün bei der Hinzuziehung C. G. Jungs auf dessen Schrift „Antwort auf Hiob“ nicht eingeht. Denn dort hinterfragt Jung die Vorstellung von einem Gott, der alleine gut sei.

Im zweiten Teil des Briefwechsels geht es um Fragen der Sexualität, des Gottesbildes, der Kirche, des Verhältnisses zu anderen Religionen, des Bibelverständnisses, des richtigen Verständnisses Jesu, des Weiblichen in Gott und des Weiterlebens nach dem Tod – bedeutende Themen, auf die an dieser Stelle nur hingewiesen werden kann.

Einige der Dinge, die Kirche und Welt in den letzten Jahren bewegten, kommen nicht zur Sprache. So etwa der sexuelle Missbrauch in der Kirche, der Zustrom von Flüchtlingen und Migranten nach Europa und die deutlichen Klimaveränderungen. Zunächst erstaunlich. Eine Recherche im Internet ergibt, dass das hier vorgestellte Werk mit gleichem Titel bereits Anfang 2014 im adeo-Verlag herausgekommen ist. Erstaunlich, dass die Verlagsgemeinschaft topos plus nicht deutlich macht, dass es sich bei dem gerade erschienen Buch offenbar um einen unveränderten Neudruck einer schon vor Jahren auf den Markt gekommenen Veröffentlichung handelt. Dennoch: Das Buch der beiden Verfasser kann dem nach Gott suchenden Menschen unserer Tage sehr empfohlen werden.

Karl Heinz Lenz

Buddhismus



Islam

Feind oder Freund?

Michael von Brück

Buddhismus

Die 101 wichtigsten Fragen

München: C.H. Beck Verlag. 2019

159 Seiten

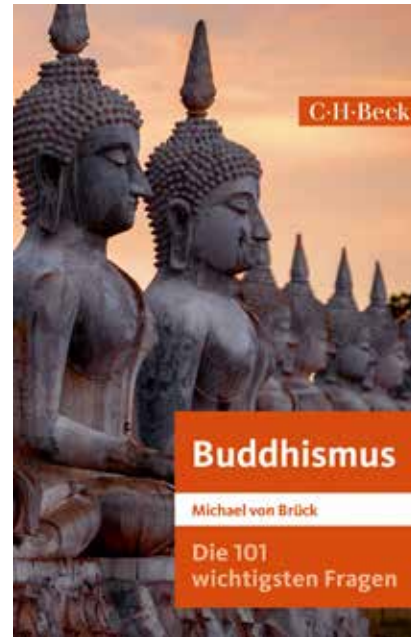
12,00 €

ISBN 978-3-406-74183-8

Der Theologe, Zen-Lehrer und Professor emeritus für Religionswissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München Michael von Brück hat in seinem neuen Buch „Die 101 wichtigsten Fragen“ an den Buddhismus beantwortet. Die Fragen stammen nicht von Michael von Brück selber. Sie sind in seinem Schüler- und Freundeskreis gesammelt worden. Der Autor hat sie dann religionswissenschaftlich systematisch 13 Themenkreisen zugeordnet und beantwortet. Er beansprucht keine umfassende Behandlung des Buddhismus, sondern verspricht im Vorwort eine Einführung in den Buddhismus für interessierte Einsteiger.

Dieses Versprechen wird auf sehr gelungene Weise eingelöst. Und viel mehr: Die Leserschaft wird dabei zum Nachdenken über ihre eigene Religion gebracht. Wie passiert das? Der Autor hat den christlich geprägten westlichen Hintergrund seiner Leserschaft im Blick, um ihr den richtigen Zugang zu dieser faszinierenden fremden Religion zu ermöglichen. Die gängigen Vor- und Missverständnisse werden explizit und die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden großen Religionen deutlich gemacht. Die 101 spannenden Fragen an den Buddhismus sind sorgfältig ausgewählt, spannend formuliert und knapp und präzise mit interreligiöser Aufmerksamkeit beantwortet.

Hier ein kurzer Überblick mit ausgewählten Beispielfragen, die den Charakter des Buches für eine interessierte Leserschaft verdeutlichen sollen. Fragen 1-7 und 8-16 behandeln die Ursprungsgeschichte und die Ausbreitung des Buddhismus: Wollte Buddha eine neue Religion gründen? (5), Warum ist der Buddhismus in seinem Ursprungsland Indien fast vollständig verschwunden? (8). Fragen 17-20 und 21-30 beschäftigen sich mit den Quellentexten



und Grundlagen des Buddhismus: Gibt es Schriften, die für alle Buddhisten verbindlich sind? (18), Was ist das „Nirvana“, und lebt der Buddha im Nirvana weiter? (28). Fragen 31-37, 38-43 und 44-45 richten sich an das Menschenbild, eschatologische Aspekte und Kosmologie in den buddhistischen Traditionen: Gibt es Sünde, Schuld und Vergebung der Sünden? (35), Gibt es Gnade oder die Vorstellung des Eingreifens einer überweltlichen Macht? (40), Kennt der Buddhismus einen Schöpfungsmythos? (45).

Monika und Udo Tworuschka
Der Islam: Feind oder Freund?
38 Thesen gegen eine Hysterie

Freiburg: Kreuz Verlag. 2019

142 Seiten

15,00 €

ISBN 978-3-9446905-69-1

Bei den Fragen 46-51 und 52-66 geht es um spirituelle Aspekte und Meditationspraxis: Gibt es stellvertretendes Leiden? (48), Wie gehen Buddhisten mit negativen Emotionen wie Wut und Hass um? (50), Was bedeuten die Begriffe Erwachen und Erleuchtung? (58). Themenkreise Sozialstruktur und Lebensalltag, ethische Einzelfragen und Bedeutung für die Gesellschaft werden in Fragen 67-79, 80-84, 85-91 angesprochen: Gibt es „heilige“ Speisen? (73), Wie werden Sterbehilfe und Organtransplantation bewertet? (84), Ist der Buddhismus die friedlichste aller Weltreligionen? (90).

Für eine interreligiös interessierte Leserschaft dürfte der letzte, 13. Themenkreis „Verhältnis zu anderen Religionen“ mit Fragen 92 bis 101 ganz spannend sein: Gibt es einen Unterschied zwischen christlicher Nächstenliebe und buddhistischem Mitgefühl? (96), Was ist der Unterschied zwischen „Buddha-Natur“ und „Christus-Bewusstsein“? (98), Können Christen auch Buddhisten sein und umgekehrt? (101).

Insgesamt lässt sich sagen, dass dieses Buch vom Michael von Brück nicht nur einen einführenden Einblick in den Buddhismus ermöglicht, sondern auch auf geschickte Weise die Leserschaft ihre eigene Religion neu zu erleben, reflektieren und kritisieren stimuliert.

Vladislav Serikov

„Dieses Buch ist kein islamkritisches Buch, sondern ein kritisches Islambuch. Das ist nicht dasselbe. [...] Wir wollen in unserem Buch nicht die Fratze des Islam zeigen, sondern das Gesicht einer bedeutenden Religions- und Kulturtradition – selbstverständlich ohne Burka.“ Mit diesen programmatischen Worten erklärt das Autoren-Ehepaar Monika und Udo Tworuschka, beide ausgewiesene Religionswissenschaftler mit ausgezeichneten Publikationen im Bereich interreligiöser Dialog, die Zielrichtung des vorgelegten Sachbuches zum Thema Islam. Einer durch Populisten aufgeheizten Stimmungsmache stellen die Autoren 38 ausführliche Thesen entgegen, die Zerrbilder – zwischen Ängsten, Islamophobie und Rassismus – korrigieren und zu einer differenzierten Wahrnehmung und Diskussion anregen. Hierzu wählen die Autoren eine „Hermeneutik des Vertrauens“, die gepaart mit einer positiv verstandenen „Hermeneutik des Verdachts“ (was nicht mit einer inhumanen und antiislamischen „Hermeneutik der Denunziation“ oder permanenter Verdächtigung zu verwechseln ist) sowohl die Stärken als auch die Schwächen der Weltreligion Islam zur Sprache bringen will.

Der erste Teil (These 1-9) des sorgfältig aufgebauten Gedankenganges greift typische Argumentationsmuster auf und hinterfragt diese kritisch. Auf die Gefahren, die aus der Verkürzung komplexer Zusammenhänge auf Parolen oder einer bloß auf Gewalt und Konflikte zugespitzten Darstellungsweise entstehen, wird kenntnisreich und argumentativ überzeugend hingewiesen. Auch die meist folkloristisch geführte Debatte, ob der Islam zu Deutschland gehöre oder nicht, wird thematisiert und eines subtilen Denkfehlers überführt: „Es gibt [...] kein einheitliches Wesen deutscher Kultur, sondern ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander



übergreifen und kreuzen.“ Mit Rückgriff auf den französischen Philosophen François Jullien betonen die Tworuschkas, dass die Verschiedenheit der Kulturen nicht als Differenz von in sich geschlossenen Identitäten gesehen werden dürfe. „Kultur ist nichts Abgeschlossenes, Feststehendes, immer gleich Bleibendes, vielmehr liegt der Ursprung des Kulturellen in der Transformation. Im Dazwischen ereignet sich das Denken von Neuem.“

Der zweite Teil (These 10-19) führt diesen Gedanken weiter, verortet den Islam als Bestandteil der europäischen Geschichte („Der Islam ist keine dämonische, dunkle, fremde und gefährliche Macht, die wie ein Meteorit unvermittelt in unsere heile abendländische Welt gestürzt ist.“) und stellt fundiert verschiedene Facetten und Aspekte der islamischen Ethik und Glaubensüberzeugung vor. Im dritten Teil (These 20-29) widmet sich das Autoren-Paar kontroversen Themen (Islamismus, Gewalt und Jihad, Stellung der Frau, Ehrenmorde, Demokratieverständnis), die vielschichtig beantwortet werden, ohne in die Falle monokausaler Erklärungsmuster zu tappen.

Die Ausführungen münden in den vierten und letzten Teil (These 30-38), in dem praktische Erkenntnisse und Forderungen für die gezielte Lösung problematischer Sachverhalte formuliert werden. „Wir brauchen einen neuen Integrationsbegriff, der auf Vertrauen und gegenseitigem Respekt beruht. [...] Oft werden Zuwanderern positive gesellschaftliche Werte und Verhaltensmuster rundweg abgesprochen. [...] Integration wird oft auf einseitige Anpassung reduziert, und schon geringe Zeichen einer islamischen Lebensform werden ängstlich als Islamisierungsversuche gewertet.“ Dabei sei zu bedenken: „Der Islam besticht insbesondere durch seine große Sozialverantwortung: Islamische Werte wie Brüderlichkeit, Solidarität, Respekt gegenüber älteren und kranken Menschen bereichern unsere teilweise recht ‚kalte‘ Gesellschaft.“ Weiterführende Literaturhinweise und ein hilfreiches Sach- und Personenregister beschließen die wertvolle Thesenreihe, die u.a. vor dem fatalen „Surenpingpong“ vermeintlicher „Korankenner“ warnt, die aufs Geratewohl Bruchstücke aus dem Textzusammenhang brechen.

Das Buch lädt immer wieder zur eigenen Auseinandersetzung ein, zum Nach- und Weiterdenken und zum Austausch in Gruppen. Monika und Udo Tworuschka ist es gelungen, eine prägnante Argumentationshilfe zu erstellen, die auf ansprechende, gut verständliche, fundierte und äußerst kompakte Weise einer rechtspopulistischen „Hysterie“ mit sachlichen Argumenten ihr scheinbares Fundament nimmt.

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

Impressum

Autorinnen und Autoren

Belz, Dr. Martin / Mainz

Beuers, Dr. Christoph / Rüdeseheim

Bickmann, Dagmar / Rüdeseheim

Biendarra, Dr. Ilona / Harsewinkel

Bill-Mrziglod, Dr. Michaela / Tholey

Boomgaarden, Prof. Dr. Jürgen / Koblenz

Bräutigam, Dr. Antonia / Königstein

Breuer, Dr. Markus / Frankfurt

Brüggenthies OSB, Sr. Raphaela / Rüdeseheim

Diefenbach, Dr. Manfred / Limburg

Dohmen-Funke, Christoph / Erkelenz

Drescher, Dr. Johannes / Offenbach

Fresacher, Prof. Dr. Bernhard / Mainz

Hauser, Prof. Dr. Linus / Emsdetten

Heidrich, Dr. Christian / Nußloch

Helmer, Dr. Matthias / Fulda

Höllinger, Dr. Stephanie / Mainz

Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken

Kläver, Prof. Dr. Magdalene / Wiesbaden

Klug, Thorsten / Wiesbaden

Körlings, Heribert / Herzogenrath

Lenz, Dr. Karl Heinz / Köln

Lomp, Daniel / Koblenz

Lonny-Platzbecker, Ute / Essen

Löser SJ, Prof. Dr. Werner / Frankfurt

Matena, Dr. Andreas / Augsburg

Menges, Thomas / Limburg

Müller, Dr. Hans-Jürgen / Frankfurt

Müller, Dr. Helmut / Vallendar

Nagel, Günter / Giesen

Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen

Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover

Peetz, Prof. Dr. Melanie / Frankfurt

Pfister, Michael / Münster

Pirker, Dr. Viera / Wien

Reis, Dr. Marie-Luise / Lahnstein

Ring, Jochen / Bonn

Rüttenauer, JProf. Dr. Alban / Vallendar

Schmiedl ISch, Prof. Dr. Joachim / Vallendar

Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein-Bremtal

Serikov, Vladislav / Frankfurt

Seul, Dr. Peter / Kaarst

Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef

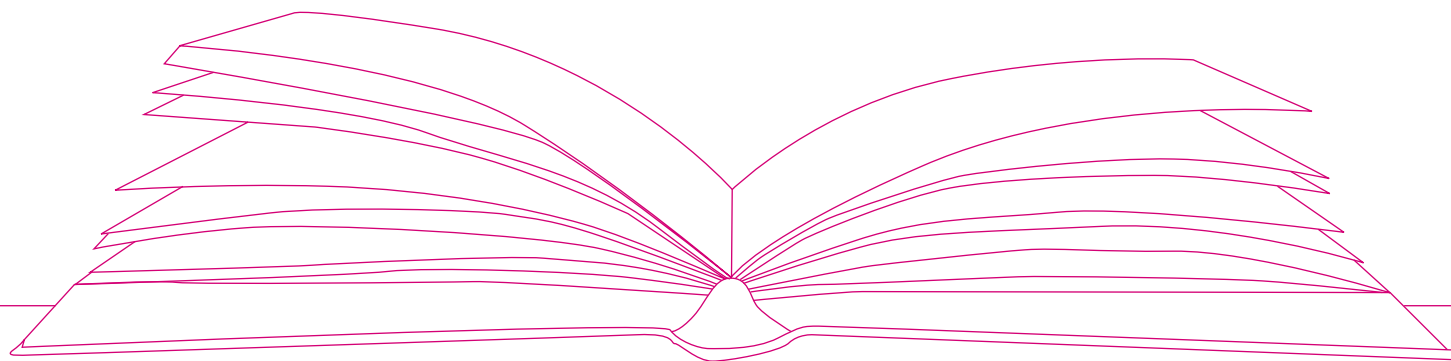
Tüpper, Rita Anna / Sankt Augustin

Valentin, Prof. Dr. Joachim / Frankfurt

Vörckel, Dr. Karl / Grünberg

Wagner, Clemens Hermann / Freiburg

Wenzel, Frank / Maintal



EULENFISCH Literatur 1/2020

Herausgeber

Prof. Dr. Hildegard Wustmans

Chefredakteur

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion

Thomas Menges

Korrektorat

Alexandra Reißmann

Verlagsassistenz

Yvonne Wecker

Verlag

*Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de*

Gestaltung

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift

*Bischöfliches Ordinariat Limburg
Dezernat Schule und Bildung
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
Fon 06431-295-424, Fax 06431-295-237
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de*

ISBN

978-3-944142-41-8

ISSN

2199-7020

*Ausgabe 23 (1_2020) 13. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF*

*© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2020*



Zu lesen unter

literatur.eulenfisch.de

Bistum Limburg 

ISBN 978-3-944142-41-8